Walhalla:

Eine Monatsschrift zur Belehrung und Erheiterung

2. Band. Philadelphia, Januar 1846. 7. Heft.

V2 #1

Das Abentheuer der Neujahrsnacht.

Von Heinrich Zschokke.

1.

Mutter Käthe, des alten Nachtwächters Frau, schob am Sylvesterabend um neun Uhr das Zugfensterlein zurück und steckte den Kopf in die Nacht hinaus. Der Schnee flog in stillen, großen Flocken, vom Fensterlicht geröthet, auf die Straßen der Residenz nieder. Sie sah lange dem Laufen und Rennen der frohen Menschen zu, die noch in den hell erleuchteten Laden und Gewölben der Kaufleute Neujahrsgeschenke einkauften, oder von und zu Kaffeehäusern und Weinkellern, Kränzchen und Tanzsälen strömten, um das alte Jahr mit dem neuen in Lust u. Freuden zu vermählen. Als ihr aber ein paar große, kalte Flocken die Nase belegten, zog sie den Kopf zurück, schob das Fensterlein zu, und sagte zu ihrem Manne: „Gottliebchen, bleib zu Hause, und laß den Philipp für dich gehen. Denn es schneit vom Himmel, wie es mag, und der Schnee thut, wie du weißt, deinen alten Beinen kein Gutes. Auf den Gassen wird es die ganze Nacht lebhaft sein. Es ist, als wäre in allen Häusern Tanz und Fest. Man sieht viel Masken. Da hat unser Philipp gewiß keine Langeweile."

Der alte Gottlieb nickte mit dem Kopf und sprach: Käthchen, ich lass' es mir wohl gefallen. Mein Barometer, die Schußwunde über dem Knie, hat es mir schon zwei Tage vorausgesagt, das Wetter werde ändern. Billig, daß der Sohn dem Vater den Dienst erleichtert, den er einmal von mir erbt.

Nebenbei verdient hier bemerkt zu werden, daß der alte Gottlieb vorzeiten Wachtmeister in einem Regiment seines Königs gewesen, bis er bei Erstürmung einer feindlichen Schanze, die er der Erste im Kampfe für das Vaterland erstieg, zum Krüppel geschossen ward. Sein Hauptmann, der die Schanze bestieg, nachdem sie erobert war, empfing für solche Heldenthat auf dem Schlachtfelde das Verdienstkreuz und Beförderung im Rang. Der arme Wachtmeister mußte froh sein, mit dem zerschossenen Beine lebendig davon zu kommen. Aus Mitleiden gab man ihm eine Schulmeisterstelle, denn er war ein verständiger Mann, der eine gute Handschrift hatte und gern Bücher las. Bei Verbesserung des Schulwesens ward ihm aber auch die Lehrerstelle entzogen, weil man einen jungen Menschen, der nicht so gut, als er, lesen, schreiben und rechnen konnte, versorgen wollte, indem einer von den Schulräthen dessen Pathe war. Den abgesetzten Gottlieb aber beförderte man zum Nachtwächter, und adjungirte ihm seinen Sohn Philipp, der eigentlich das Gärtnerhandwerk gelernt hatte.

Die kleine Haushaltung hatte dabei ihr kümmerliches Auskommen. Doch war Frau Käthe eine gute Wirthschafterin und gar häuslich, und der alte Gottlieb ein wahrer Weltweiser, der mit Wenigem recht glücklich sein konnte. — Philipp verdiente sich bei dem Gärtner, in dessen Lohn er stand, sein täglich Brod zur Genüge, und wenn er bestellte Blumen in die Häuser der Reichen trug, gab es artige Trinkgelder. — Er war ein hübscher Bursche von sechsundzwanzig Jahren. Vornehme Frauen gaben ihm

bloß seines Gesichts wegen ein Stück Geld mehr, als jedem andern, der eben solch ein Gesicht nicht aufweisen konnte.

Frau Käthe hatte schon das Mäntelein umgeworfen, um aus des Gärtners Hause den Sohn zu rufen, als dieser in die Stube trat.

„Vater," sagte Philipp, und gab dem Vater und der Mutter die Hand, „es schneit, und das Schneewetter thut dir nicht wohl. Ich will dich die Nacht ablösen, wenn du willst. Lege du dich schlafen."

„Du bist brav!" sagte der alte Gottlieb.

„Und dann, habe ich gedacht, morgen sei es doch Neujahr," fuhr Philipp fort, „und ich möchte morgen bei euch essen und mir gütlich thun. Mütterchen, hast vielleicht keinen Braten in der Küche. . . ."

„Das eben nicht," sagte Frau Käthe, „aber doch anderthalb Pfund Rindfleisch, Erdäpfel zum Gemüs, und Reis mit Lorbeerblättern zur Suppe. Auch zum Trunk noch ein paar Flaschen Bier. Komm du nur, Philipp; wir können morgen hoch leben! Künftige Woche giebt es auch wieder Neujahrsgeld für die Nachtwächter, wenn sie theilen. Da können wir schon wohl leben."

„Nun, desto besser für Euch. — Und habt ihr schon die Hausmiethe bezahlt?" fragte Philipp.

Der alte Gottlieb zuckte die Achseln.

Philipp legte Geld auf den Tisch und sagte: „Da sind zweiundzwanzig Gulden, die ich erspart habe. Ich kann sie wohl entbehren. Nehmet sie zum Neujahrgeschenk. So können wir alle drei das neue Jahr wohlgemuth und sorgenlos antreten. Gott gebe, daß wir es gesund und fröhlich durchleben. Der Himmel wird ferner für euch und mich sorgen."

Frau Käthe hatte Thränen in den Augen, und küßte ihn. Der alte Gottlieb sagte: „Philipp, du bist wahrhaft der Trost und Stab unsers Alters. Gott wird dir's vergelten. Fahre fort, redlich zu sein und deine Aeltern zu lieben. Ich sage dir, der Segen bleibt nicht aus. Zum Neujahr wünsche ich dir nichts, als dein Herz fromm und gut zu bewahren. — Das steht in deiner Macht. Dann bist du reich genug. Dann hast du deinen Himmel im Gewissen.

So sprach der alte Gottlieb, ging und schrieb die Summe von zweiundzwanzig Gulden ins große Hausbuch und sagte: „Was du mich als Kind gekostet, hast du beinahe schon alles abbezahlt. Jetzt haben wir aus deinen Ersparnissen schon dreihundert und siebenzehn Gulden empfangen und genossen."

„Dreihundert und siebenzehn Gulden!" rief Frau Käthe mit großem Erstaunen. Dann wandte sie sich mitleidig zu Philipp und sagte mit weicher Stimme: „Herzenskind, du jammerst mich. Ja, recht sehr jammerst du mich. Hättest du die Summe für dich sparen und zurücklegen können, so würdest du jetzt ein Stück Land kaufen, für eigene Rechnung Gärtnerei treiben und die gute Rose heirathen können. — Das geht nun nicht. Aber tröste dich. Wir sind alt; du wirst uns nicht mehr so lange unterstützen müssen."

„Mutter," sagte Philipp, und runzelte die Stirn ein wenig, „was redest du? Röschen ist mir zwar lieb, wie mein Leben. Aber hundert Röschen gäbe ich für dich und den Vater hin. Ich kann in dieser Welt keine Aeltern mehr haben als euch; aber wenn es sein muß, wohl noch manches Röschen, wenn ich schon unter zehntausend Röschen kein anderes, als Bittners Röschen möchte."

„Du hast Recht, Philipp!" sagte der alte: „Lieben und Heirathen ist kein Verdienst; aber alte, arme Aeltern ehren und unterstützen, das ist Pflicht und Verdienst. Sich selbst opfern mit seinen Leidenschaften und Neigungen für das Glück der Aeltern, das ist kindliche Dankbarkeit. Das erwirbt dir Gotteslohn; das macht dich im Herzen reich."

„Wenn nur," sagte Frau Käthe, „dem Mädchen die Zeit nicht zu lang, oder es dir abtrünnig wird! — Denn Röschen ist ein schönes Mädchen, das muß man sagen. Es ist freilich arm; aber an Freiern wird es nicht fehlen. — Es ist tugendhaft und versteht die Haushaltung."

„Fürchte dich gar nicht, Mutter!" versetzte Philipp: Röschen hat mir's feierlich geschworen, sie nehme keinen andern Mann, als mich,

und das ist genug. Ihre alte Mutter hat eigentlich auch nichts an mir auszusetzen. Und könnte ich heute mein Gewerbe für mich treiben und eine Frau ernähren, morgen hätte ich Röschen am Altar; das weiß ich. Es ist nur verdrießlich, daß die alte Bittnerin uns verbietet, einander so oft zu sehen, als wir gern möchten. Sie sagt, das thue nicht gut. Ich aber finde, und Röschen findet das auch, es thue uns beiden gewiß sehr gut. Auch haben wir verabredet, uns heut' um zwölf Uhr vor der Hauptthür der Gregorienkirche zu sprechen; denn Röschen bringt den Sylvesterabend bei einer ihrer Freundinnen zu. Dann führe ich sie des Nachts heim."

Unter diesen Gesprächen schlug es im benachbarten Thurme drei Viertel. Da nahm Philipp den Nachtwächtermantel seines Vaters vom warmen Ofen, auf den ihn Käthe vorsorglich gelegt hatte, hing ihn um, nahm Horn und Stange, wünschte den Aeltern gute Nacht und begab sich auf seinen Posten.

2.

Philipp schritt majestätisch durch die beschneiten Gassen der königlichen Residenz, auf welchen noch viel Volks umherwandelte, als wärs am Tage. Kutschen fuhren her und hin. Alles war in den Häusern hell und licht. Unsern Nachtwächter belustigte das heitere Leben. Er sang und blies im angewiesenen Stadtquartier die zehnte Stunde recht frohmüthig ab, am liebsten und mit mancherlei Nebengedanken vor dem Hause ohnweit der Gregorienkirche, wo er wohl wußte, daß Röschen bei ihren Freundinnen war. „Nun hört sie mich," dachte er, „nun denkt sie an mich, und vergißt vielleicht Gespräch und Spiel. Wenn sie nur um zwölf Uhr nicht bei der Kirchthür fehlt."

Und als er seinen Gang durch das Stadtquartier gemacht hatte, kehrte er vor das beliebte Haus zurück und sah nach den erleuchteten Fenstern von Röschens Freundinnen hinauf. Zuweilen sah er weibliche Gestalten am Fenster, dann schlug sein Herz schneller. Er glaubte Röschen zu sehen. Verschwanden die Gestalten, so studirte er ihre verlängerten Schatten an der Wand und Zimmerdecke, um zu erkennen, welcher Röschens Schatten sei und was sie thue. Es war freilich gar nicht angenehm, in Frost und Schnee da zu stehen und Beobachtungen zu machen. Aber was fechten Frost und Schnee einen Liebhaber an! — Und Nachtwächter lieben heutzutage so romantisch, wie irgend zärtliche Ritter der Vorwelt in Romanzen und Balladen.

Er spürte den Einfluß der Kälte erst, als es elf Uhr schlug, und er von neuem die nachtwächterliche Runde beginnen sollte. Die Zähne klapperten ihm vor Frost. Er konnte kaum die Stunde anrufen und dazu blasen. Er wäre gern in ein Bierhaus eingekehrt, um sich wieder zu erwärmen.

Wie er nun durch ein einsames Nebengäßchen ging, trat ihm eine seltsame Gestalt entgegen, ein Mensch mit schwarzer Halblarve vor dem Gesicht, in einen feuerrothen Seidenmantel gehüllt, auf dem Haupte einen runden, seitwärts aufgeschlagenen Hut, fantastisch mit vielen hohen, schwankenden Federn geschmückt.

Philipp wollte der Maske ausweichen. Diese aber vertrat ihm den Weg und sagte: „Du bist mir ein allerliebster Kerl, du! Du gefällst mir! Wo gehst du hin? Sag' mir's."

Philipp antwortete: „In die Mariengasse, da ruf' ich die Stunde."

„Göttlich!" rief die Maske: „Das muß ich hören. Ich will dich begleiten. So was hört man nicht alle Tage. Komm du nur, närrischer Kerl, und laß dich hören; aber das sag' ich dir, als Virtuose laß dich hören, sonst bin ich nicht zufrieden. Kannst du ein lustiges Stückchen singen?"

Philipp sah wohl, der Herr war ein wenig weinselig und vornehmen Standes, und antwortete: „Herr, beim Glase Weins in warmer Stube besser, als bei solcher Kälte, die einem das Herz im Leibe erstarrt." — Damit ging er seines Weges in die Mariengasse und sang und blies.

Die Maske hatte ihn dahin begleitet, und sprach: „Das ist kein Kunststück. Das kann ich auch, du närrischer Kerl. Gib mir dein Horn, ich will für dich blasen und singen. Du sollst dich halb zu Tode wundern."

Philipp gab auf der nächsten Station den Bitten der Maske nach, und ließ sie blasen und

singen. Es ging ganz in Ordnung. So zum zweiten, zum dritten und zum vierten Mal.— Die Maske konnte nicht müde werden, Stellvertreter des Nachtwächters zu sein, und war in Lobeserhebungen seiner Geschicklichkeit unerschöpflich. Philipp lachte aus vollem Herzen über die wunderlichen Einfälle des lustigen Herrn, der vermuthlich aus froher Gesellschaft oder von einem Balle kam, und sich mit einem Gläschen Weins über die gewöhnliche Höhe des Alltagslebens hinaufgestimmt hatte.

„Weißt du was, Schätzchen? Ich hätte große Lust ein paar Stunden zu nachtwächtern.— Ist es diesmal nicht, so komm ich mein Lebtag nicht zur Ehre. Gieb mir deinen Mantel und breitkrämpigen Hut; ich gebe dir da meinen Domino. Geh' in ein Bierhaus, trinke dir ein Räuschchen auf meine Rechnung; und hast du eins, so komme wieder, und gib mir meinen Maskenanzug zurück. Hier hast du ein paar Thaler Trinkgeld. — Was meinst du, Schätzchen?"

Dazu hatte der Nachtwächter keine Lust.— Die Maske gab aber mit Bitten nicht nach, und wie beide in ein finsteres Gäschen traten, wurde capikulirt. — Philipp fror erbärmlich; eine warme Stube hätte ihm wohlgethan, ein gutes Trinkgeld nicht minder. Er bewilligte dem jungen Herrn also das Nachtwächter-Vikariat auf eine halbe Stunde, nämlich bis zwölf Uhr; dann sollte er zur Hauptpforte der Gregorienkirche kommen und Mantel, Hut, Horn und Stange gegen den langen rothen Seidenmantel, Larve und Federhut austauschen. Auch nannte ihm noch vier Straßen, in denen er die Stunde abzurufen habe.

„Herzensschatz!" rief die Maske entzückt: „Ich möchte dich küssen, wenn du nicht ein Schmierfinke wärst. Nun, es soll dich nicht gereuen. Um zwölf Uhr stelle dich bei der Kirche ein und hole zum Trinkgeld dir noch ein Bratengeld. Juchheh, ich bin Nachtwächter!"

Die Kleider wurden vertauscht. Die Maske vermachtwächterte sich. Philipp band die Larve um, setzte den von einer funkelnden Schleife gezierten Federhut auf und wickelte sich in den langen feuerrothen Seidenmantel. Als er seinen Stellvertreter verließ, fiel es ihm aber doch aufs Herz, der junge Herr könnte vielleicht aus Uebermuth die nachtwächterliche Würde entweihen. Er drehte sich noch einmal um und sagte: Ich hoffe, Sie werden meine Gutmüthigkeit nicht mißbrauchen und Unfug treiben. Das könnte mir Verdruß zuziehen und den Dienst rauben."

„Was denkst du denn, närrischer Kerl?" rief der Vikar: „Meinst du, ich wisse nicht, was meines Amtes sei? Dafür laß mich sorgen.— Ich bin ein Christenmensch, so gut als du. Packe dich, oder ich werfe dir die Stange zwischen die Beine. Um zwölf Uhr bist du unfehlbar bei der Gregorienkirche und gibst mir meine Kleidung wieder. Adieu! Das ist ein Teufelsspaß für mich."

Trotzig ging der neue Nachtwächter seines Weges. Philipp eilte, ein nahegelegenes Bierhaus zu erreichen.

3.

Indem er um die Ecke des königlichen Palastes bog, fühlte er sich von einer maskirten Person berührt, die so eben vor diesem Palaste aus einem Wagen stieg. Philipp blieb stehen und fragte nach Maskenart, nämlich mit gedämpfter, leiser Stimme: „Was steht zu Befehl?"

„Gnädiger Herr, Sie sind in Gedanken hier vor der Thür vorübergegangen!" erwiederte die Maske: „Wollen Ihre königliche Hoheit nicht—"

„Was? Königliche Hoheit?" sagte Philipp lachend: „Ich bin keine Hoheit. Wie kommen Sie zu dem Einfall?"

Die Maske verbeugte sich ehrfurchtsvoll und schielte nach der strahlenden Diamantschleife auf Philipps Federhut: „Ich bitte um Gnade, wenn ich Maskenrecht verletze. Aber in welches Gewand Sie sich hüllen mögen, Ihre edle Gestalt wird Sie immer verrathen. Belieben Sie gefälligst vorzutreten. Werden Sie tanzen, wenn ich fragen darf?"

„Ich? Tanzen?—Nein. Sie sehen ja, ich habe Stiefeln an!" antwortete Philipp.

„Also spielen?" fragte die Maske weiter.

„Noch weniger; ich habe kein Geld bei mir!" erwiederte der Nachtwächter-Adjunkt.

„Mein Gott, disponiren Sie doch über

Alles, was ich bin und habe!" rief die Maske, und bot dem bestürzten Philipp einen vollen Geldbeutel an.

„Aber wissen Sie denn, wer ich bin?" fragte dieser, und schob die Hand mit dem Geldbeutel zurück.

Die Maske flüsterte mit einer graziösen Verbeugung: „Königliche Hoheit, Prinz Julian."

In diesem Augenblick hörte Philipp seinen Stellvertreter in einer benachbarten Gasse vernehmlich und laut die Stunde rufen. Jetzt erst merkte er die Verwandlungen. Prinz Julian, in der Residenz als ein junger, wilder, liebenswürdiger und geistvoller Mann bekannt, hatte den Einfall gehabt, die Rollen mit ihm zu vertauschen. „Nun," dachte Philipp, „spielt er den Nachtwächter gut, so will ich ihm in meiner Prinzenmaske keine Schande machen, und zeigen, daß ich wohl eine halbe Stunde lang Prinz sein kann. Es ist seine Schuld, wenn ich allenfalls einen Bock schieße."—Er wickelte sich fester in den feuerrothen Talar, nahm die Geldbörse an, steckte sie ein und sagte: „Maske, wer sind Sie? Ich gebe Ihnen morgen Ihr Geld zurück."

„Ich bin der Kammerherr Pilzow."

„Gut. Gehen Sie voran! ich folge Ihnen."

Der Kammerherr gehorchte, flog die breiten Marmorstufen hinan; ihm behend nach Philipp. Sie traten in einen unermeßlichen Saal, von tausend Kerzen erleuchtet, deren Strahlen sich an den Wänden in einer Menge Spiegel, an der Decke in den schwebenden Kristallleuchtern brachen. Ein buntes Gewühl von Masken wogte durcheinander, Sultane, Tirolermädchen, Papageno's, geharnischte Ritter, Nonnen, Galanteriekrämer, Liebesgötter, Mönche, Faunen, Juden, Perser und Meder. Philipp war eine Weile ganz verblüfft und verblendet. Solch ein Schauspiel hatte er sein Lebtag nicht gehabt. In der Mitte des Saales schwammen hundert Tänzer und Tänzerinnen in den harmonischen Wellen der Musik.

Philipp, dem die milde Wärme wohlthat, die ihn hier anhauchte, war von Verwunderung so gelähmt, daß er kaum mit einem Kopfnicken dankte, wenn unter den Vorbeischwärmenden ihn einige Masken bald neckend, bald ehrerbietig, bald zutraulich grüßten.

„Befehlen Sie zum Spieltisch?" flüsterte ihm der Kammerherr zu, der nun, beim Licht besehen, als Bramine dastand.

„Lassen Sie mich nur erst wieder aufthauen! entgegnete Philipp: „Mich friert verzweifelt."

„Aber ein Glas warmen Punsch?" sagte der Bramine, und führte ihn in ein Seitenkabinet. Der Pseudo-Prinz ließ sich nicht bitten. Ein Glas um das andere ward geleert. Der Punsch war gut, und bald ergoß sich sein Feuer durch alle Adern Philipps.

„Wie steht's, Bramine, Sie tanzen heute nicht?" fragte er den Kammerherrn, als sie in den Saal zurücktraten.

Der Bramine seufzte und zuckte die Achseln: „Für mich ist Spiel und Tanz vorbei, das Lachen ist vorüber. Die Einzige, die ich zum Tanz fordern möchte . . . die Gräfin Bonau . . . ich glaubte, sie liebe mich . . . denken Sie sich meine Verzweiflung . . . unsere Häuser waren einig . . . plötzlich bricht sie gänzlich mit mir ab."

„Ei, das ist das Erste, was ich höre!" rief Philipp.

„Mein Gott, Sie wissen nicht? Die ganze Residenz spricht davon!" seufzte der Kammerherr: „Schon seit vierzehn Tagen haben wir gebrochen. Sie erlaubt mir nicht einmal, mich zu rechtfertigen. Drei Briefe schickte sie mir unerbrochen zurück. Sie ist eine geschworne Feindin der Baronesse Reizenthal. Ich hatte ihr gelobt, jeden Umgang mit ihr zu meiden. Denken Sie sich mein Unglück: als die Königin Mutter nach Freudenwald zur Jagdpartie fährt, macht sie mich zum Kavalier der Baronesse—was sollte ich thun? Konnte ich widersprechen? Gerade am Namenstage der göttlichen Bonau mußte ich unerwartet fort . . . sie erfuhr alles . . sie verkannte mein Herz."

„Wohlan, Bramine, benutzen Sie den Augenblick. Die allgemeine Freude versöhnt Alles. Ist die Gräfin nicht hier?"

„Sehen Sie sie nicht dort drüben, links, die Karmeliterin neben den drei schwarzen Mas-

ken? Sie hat die Larve abgelegt. — O mein Prinz, Ihr gnädiges Fürwort bei ihr . . ."

Philipp, den der Punsch begeistert hatte, dachte: da ist ein gutes Werk zu thun! und machte sich ohne Umstände zur Karmeliterin. — Die Gräfin Bonau betrachtete ihn eine Weile ernst und erröthend, als er sich zu ihrer Seite niedersetzte. Sie war ein schönes Mädchen; doch bemerkte Philipp bald, sein Röschen sei noch zehntausendmal schöner.

„Meine Gräfin . . ." stammelte er und gerieth in Verlegenheit, als sie ihren hellen schwärmerischen Blick auf ihn lenkte.

„Prinz," sagte die Gräfin. „Sie waren vor einer Stunde beinahe zu muthwillig."

„Schöne Gräfin, ich bin dafür jetzt desto ernsthafter."

„Desto besser, so darf ich Sie nicht fliehen, Prinz."

„Schöne Gräfin, eine Frage nur erlauben Sie mir: thun Sie auch in diesem Nonnenkleide aufrichtige Buße für Ihre Sünden?"

„Ich habe nichts zu büßen."

„Aber doch, Gräfin, Ihre Grausamkeiten .. Ihr Unrecht gegen den lieben Braminen, der dort drüben von Gott und aller Welt verlassen steht."

Die schöne Karmeliterin schlug die Augen nieder und ward ein wenig unruhig.

„Wissen Sie auch, schöne Gräfin, daß der Kammerherr an der Freudenwalder Geschichte so unschuldig ist, wie ich?"

„Wie Sie, Prinz?" sagte die Gräfin, und runzelte die Stirn: „Was sagten Sie mir nicht vor einer Stunde?"

„Sie haben Recht, liebe Gräfin, ich war zu muthwillig. Sie selbst sagen es ja. Nun schwör' ich, der Kammerherr mußte auf Befehl der Königin Mutter nach Freudenwald, mußte gegen seinen Willen dahin, mußte beständig der Kavalier der ihm verhaßten Reizenthal sein . . ."

„Der ihm verhaßten!" lächelte spöttisch und bitter die Gräfin.

„Ja, er haßt, er verachtet die Baronin. Glauben Sie mir, er hat gegen die Baronesse fast alle Grenzen des Anstandes verletzt, hat sich durch sein Betragen vielen Verdruß zugezogen. Ich weiß es. Und das Alles that er für Sie. Nur Sie liebt er, nur Sie betet er an. Und Sie — Sie können ihn verstoßen!"

„Wie kommt es, Prinz, daß Sie sich für Pilzow so lebhaft interessiren? Sonst war's doch nicht so."

„Es geschieht, Gräfin, weil ich ihn vorher nicht kannte, noch weniger seine traurige Lage, in die sie ihn stürzten. Ich schwöre Ihnen, er ist unschuldig. Sie haben ihm nichts zu verzeihen, aber wohl er Ihnen."

„Still!" lispelte die Karmeliterin mit erheiterten Mienen: „Man achtet auf uns. Kommen Sie hinweg von hier!" Sie legte ihre Larve vor, stand auf und gab dem vermeinten Prinzen den Arm. Beide gingen den Saal entlang, dann in ein leeres Seitenkabinet. — Hier führte die Gräfin bittere Klagen gegen den Kammerherrn; aber es waren nur Klagen eifersüchtiger Liebe. Sie trocknete eine Thräne ab. Da trat schüchtern der zärtliche Bramine herein. Es entstand eine tiefe Stille. Philipp wußte hier nichts Besseres zu thun, als er führte den Kammerherrn zur Karmeliterin, legte beider Hände in einander, ohne ein Wort zu sagen, und überließ sie ihrem Schicksal. Er selbst ging in den Saal zurück.

4.

Hier stieß ihn ein Mameluk an, und sagte hastig: „Gut, Domino, daß ich Sie finde. Ist das Rosenmädchen hier im Kabinet?" — Der Mameluk trat hinein, und kam den Augenblick wieder zurück. „Auf ein Wort allein, Domino!" und führte Philipp in einen entlegenen Theil des Saales an's Fenster.

„Was steht zu Befehl?" fragte Philipp.

„Ich beschwöre Sie," sagte der Mameluk mit gedämpfter aber fürchterlicher Stimme, „wo ist das Rosenmädchen?"

„Was geht mich das Rosenmädchen an?"

„Aber mich desto mehr!" entgegnete der Mameluk, dessen gepreßte Stimme, dessen unruhige Bewegungen eine schreckliche Gährung seines ganzen Innern verriethen: „Mich desto mehr! Es ist mein Weib. Sie wollen mich unglücklich machen. Prinz, ich beschwöre Sie,

treiben Sie mich nicht zum Wahnsinn. Lassen Sie von meinem Weibe."

„Von Herzen gern!" antwortete Philipp trocken: „Was habe ich mit Ihrer Gemahlin zu schaffen."

„O! Prinz! Prinz!" rief der Mameluk.— Ich bin zum Aeußersten entschlossen, und sollte es mir das Leben kosten. Verstellen Sie sich keinen Augenblick länger vor mir. Ich habe Alles entdeckt. Hier, da—sehen Sie—hier ist das Billet, das Ihnen das falsche Weib in die Hand drückte, und Sie, ohne es gelesen zu haben, im Gedränge verloren."

Philipp nahm den Zettel. Mit Bleistift war von einer weiblichen Hand darauf geschrieben: „Aendern Sie die Maske. Alles kennt Sie. Mein Mann beobachtet Sie. Mich kennt er nicht. Wenn Sie artig sind, lohn' ich's Ihnen."

„Hm!" brummte Philipp: „Das ist, so wahr ich lebe, nicht an mich geschrieben. Ich bekümmere mich um ihre Gemahlin wenig."

—Himmel und Hölle, Prinz, machen Sie mich nicht rasend. Wissen Sie, wen Sie vor sich haben? Ich bin der Marschall Blankenschwerd. Daß Sie meinem Weibe nachstellen, ist mir seit der letzten Redoute am Hofe nicht mehr unbekannt."

„Herr Marschall," versetzte Philipp, „nehmen Sie mir's nicht übel, die Eifersucht blendet Sie. Wenn Sie mich recht kennten, Sie würden von mir so tolles Zeug gar nicht denken. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, Ihre Gemahlin soll Ruhe vor mir haben."

—Ist es Ihr Ernst, Prinz?

„Vollkommen."

—Geben Sie mir den Beweis.

„Wie verlangen Sie ihn?"

—Sie haben sie bisher abgehalten, ich weiß es, zu ihren Verwandten nach Polen mit mir zu reisen. Bereden Sie sie jetzt dazu.

„Von Herzen gern, wenn Ihnen damit gedient ist."

—Alles, königliche Hoheit, Alles! Sie verhüten entsetzliches, unvermeidliches Unglück.

Der Mameluk plauderte noch ein Langes und Breites, bald weinerlich, bald flehend, bald drohend, daß dem guten Philipp bange ward, der Mensch könne in seiner Tollheit mit ihm vor aller Welt Händel beginnen. Und das war ihm eben nicht gelegen. Er war froh, als er von ihm abkam.

Kaum hatte er sich in der Masse der Uebrigen verloren, kniff ihn eine weibliche Maske, die schwarz beflort in tiefen Trauerkleidern einherging, freundlich in den Arm und flüsterte: „Schmetterling, wohin? Flößt euch die verlassene Wittwe kein Mitleiden ein?"

Philipp erwiederte gar höflich: „Schöne Wittwen finden nur der Tröster zu viel: darf ich mich zur Zahl Ihrer Tröster zählen?"

„Warum sind Sie so ungehorsam, und änderten die Maske nicht?" sagte die Wittwe, indem sie mit ihm seitwärts ging, wo sie freier mit ihm ins Gespräch treten konnte: „Glauben Sie denn, Prinz, daß sie nicht von Jedem hier erkannt sind?"

„Die Leute," erwiederte Philipp, „sind doch ungewiß, und irren sich in mir."

„Wahrhaftig nicht, Prinz: und kleiden Sie sich nicht auf der Stelle anders, so verlasse ich sie für den ganzen Abend. Denn ich möchte meinem Manne keinen Anlaß zu einem Auftritte geben."

Jetzt wußte Philipp, mit wem er es zu thun hatte. „Sie waren das Rosenmädchen. Sind die Rosen so schnell verblüht?"

„Was ist nicht vergänglich? Besonders Männertreue! Ich sah wohl, wie Sie mit der Karmeliterin davon schlichen. Bekennen Sie nur Ihre Flatterhaftigkeit. Sie können nicht mehr läugnen."

„Hm!" versetzte Phllipp trocken: „Klagen Sie mich nicht an, sonst klag' ich Sie auch an."

„Zum Beispiel, schöner Schmetterling."

„Es giebt zum Beispiel keinen treuern Mann, als den Marschall."

„Das ist er wohl. — Ich habe Unrecht, wahrlich, großes Unrecht, Sie zu viel angehört zu haben. — Ich mache mir Vorwürfe genug. Er hat leider unser Verhältniß ausgespürt."

„Seit der letzten Redoute am Hofe, schöne Wittwe."

„Wo Sie zu ausgelassen und unvorsichtig waren, schöner Schmetterling."

„Machen wir's wieder gut. Trennen wir uns. Ich schätze den Marschall. Ich mag ihn meinetwillen nicht leiden sehen."

Die Wittwe betrachtete ihn eine Weile sprachlos.

„Haben Sie," fuhr Philipp fort, „wirklich einige Achtung für mich, so reisen Sie mit dem Marschall nach Polen zu Ihren Verwandten. Es ist besser, daß wir uns nicht zu viel sehen. Eine schöne Frau ist schön; eine treue, tugendhafte Frau ist aber noch schöner."

„Prinz! rief die bestürzte Marschallin: „Ist das Ihr Ernst? Haben Sie mich je geliebt oder belogen."

„Sehen Sie," sagte Philipp, „ich bin ein Versucher ganz eigener Art. Ich suche die Tugend und Treue unter den Weibern, und finde sie so selten. Die Treueste und Tugendhafteste kann mich allein fesseln—darum fesselt mich keine. Doch, holla, nein, daß ich nicht lüge. Eine hat mich gefesselt. Aber, es thut mir leid, Frau Marschallin, das sind eben Sie gerade nicht.

„Sie sind in einer abscheulichen Laune, Prinz!" sagte die Wittwe, und das Zittern ihrer Stimme und das Auf- und Abwogen ihres Busens verrieth, was in ihr vorging.

„Nein," erwiederte Philipp, ich bin, so wahr ich lebe, in der ehrlichsten Laune von der Welt. Ich möchte gern einen dummen Streich wieder gut machen. Ich hab' es Ihrem Manne auch gesagt."

„Wie?" rief die Wittwe erschrocken: „Sie haben dem Marschall Alles offenbart?"

„Nicht eben Alles, nur was ich wußte."

Die Wittwe wandte sich in heftiger Bewegung rechts und links. Sie rang die Hände. Endlich fragte sie: „Wo ist mein Mann?"

Philipp zeigte auf den Mameluken, der in dem Augenblick mit langsamen Schritten daher kam.

„Prinz!" sagte die Wittwe mit einem Tone voll unaussprechlichen Zorns: „Prinz, verzeihe ihnen Gott, ich kann nicht verzeihen. Solcher Abscheulichkeit hielt ich nie das Herz eines Menschen fähig. Sie sind ein Verräther.—Mein Mann ist ein Ehrenmann im Mamelukenkleide, Sie sind ein Mameluk im Ehrenkleide, in dieser Welt sehen Sie mich nicht wieder." Mit diesen Worten wandte sie ihm schnell und stolz den Rücken, ging auf den Mameluk zu, und verlor sich mit ihm, wie man sah, in eine sehr ernste Unterredung.

Philipp lachte heimlich vor sich in den Bart und dachte bei sich: „Mein Substitut, der Nachtwächter mag sehen, wie er zurecht kommt. Ich spiele meine Rolle in seinem Namen so übel nicht. Wenn er nur morgen so ehrlich fortfährt, wie ich angefangen habe."

Er trat zu den Tanzenden und erblickte mit Vergnügen die schöne Karmeliterin in den Reihen der Tänzerinnen an der Seite ihres überglücklichen Braminen. Dieser ward den feuerfarbenen Domino kaum gewahr, so warf er ihm eine Kußhand zu, und bezeichnete pantomimisch die Höhe seiner Seligkeit. Philipp dachte bei sich: „Schade, daß ich nicht Prinz für zeitlebens bin. Die Leute sollten bald alle mit mir zufrieden sein. Es ist in der Welt nichts leichter, als ein Prinz zu sein. Mit einem Worte vermag er mehr, als der beste Advokat mit einer langen Rede. Er hat das Vorrecht, geradezu zu gehen, und frei von der Leber weg zu sprechen. — Ja, wenn ich Prinz wäre, dann wäre mein Röschen — für mich verloren. — Nein, ich möchte nicht Prinz sein."

Er sah nach der Uhr, es war erst halb zwölf Uhr. Da kam der Mamulek in Hast auf ihn zu, zog ihn auf die Seite, und gab ihm ein Papier. „Prinz," rief der Mameluk, „ich möchte ihnen zu Füßen fallen, und Ihnen im Staube danken. Ich bin versöhnt mit meiner Frau. Sie haben ihr Herz gebrochen; aber es ist gut, daß es geschah. Sie will noch diese Nacht abreisen. Sie will auf den Gütern in Polen bleiben. Leben Sie wohl. In welcher Stunde es auch sei, ich erwarte ihre Befehle, wenn es darauf ankommt, für Ihre königliche Hoheit in den Tod zu gehen. Mein Dank ist ewig. Leben Sie wohl!"

„Halt!" rief Philipp, da der Marschall schnell davon wollte: „Was soll ich mit dem Papier."

Der Marschall antwortete: „Es ist meine Spielschuld von voriger Woche, die ich fast ver-

gessen hatte, und jetzt bei der Abreise nicht vergessen möchte. Ich habe den Wechsel auf Ihre königliche Hoheit endossirt." Damit verschwand der Marschall.

5.

Philipp schielte in das Blatt, las da etwas von fünftausend Gulden, steckte das Papier zu sich und dachte: „Schade, daß ich nicht Prinz bin."

Indem wisperte ihm Jemand ins Ohr: „Königliche Hoheit, wir sind beide verrathen. Ich erschieße mich."

Philipp sah sich mit großen Augen um und erblickte einen Neger.

—Was wollen Sie, Maske? fragte Philipp ganz gelassen.

„Ich bin der Oberst Kalt!" antwortete flüsternd der Neger: „Die unselige Marschallin hat dem Herzog Hermann geplaudert, und dieser speit jetzt Feuer und Flammen gegen Sie und mich."

—Meinethalben! versetzte Philipp.

„Aber der König erfährt Alles!" seufzte der Neger ängstlich: „Vielleicht werde ich diese Nacht schon arretirt und morgen auf die Festung gebracht. Ich erhänge mich lieber."

—Davon haben Sie keinen Nutzen! sagte Philipp.

„Soll ich mich lebenslänglicher Schande preisgeben? Ich bin verloren. Der Herzog wird blutige Genugthuung fordern. Sein Rücken ist gewiß noch blau von der Tracht Schläge, die ich ihm gab. Ich bin verloren und das Bäckermädchen dazu. Ich springe von der Brücke und ersäufe mich noch diese Nacht."

—Behüte Gott! sagte Philipp: Was hätten Sie und das Bäckermädchen davon?

„Ihre königliche Hoheit scherzt, und ich bin in Verzweiflung. Ich flehe unterthänigst, nur ein paar Augenblicke unter vier Augen gönnen Sie mir."

Philipp folgte dem Neger in ein einsames Seitengemach, wo wenige Kerzen einen düstern Schein verbreiteten. Der Neger warf sich, wie gelähmt, auf ein Sofa nieder und seufzte laut. Philipp fand auf einem Tisch Erfrischungen, nebst feinen Weinen, und ließ sichs schmecken.

„Ich begreife nicht, wie Ihre königliche Hoheit so ruhig bei der verdammten Geschichte bleiben kann!" sagte der Neger: „Wäre nur der Schelm, der Neapolitaner Salmoni, noch hier, der den Geistesbeschwörer spielte; der Kerl war voller Ränke von den Zehen an bis zum Scheitel, und hätte uns vielleicht mit einer List retten können. Jetzt hat er sich aus dem Staube gemacht."

—Desto besser! erwiederte Philipp, und füllte sein Glas von neuem. So schieben Sie alle Schuld auf ihn. Er ist davon.

„Wie auf ihn schieben? Der Herzog weiß nun, daß Sie, ich, die Marschallin und das Bäckermädchen in der Intrigue waren, um aus seinem Aberglauben Nutzen zu ziehen. Er weiß, daß Sie den Salmoni zur Geisterbannerei bestachen: daß ich mein Bäckermädchen, in das er verliebt war, abrichtete, um ihn in die Falle zu locken; daß ich der Geist war, der ihn zu Boden warf und ihm das Fell bläute. Hätte ich nur den Spaß nicht zu weit getrieben! Aber ich wollte ihm die Liebe zu meinem Mädchen ein wenig ausklopfen. Es ist ein verdammter Streich. Ich nehme Gift."

—Nehmen Sie lieber ein Glas Wein; er ist gut! sagte Philipp, und nahm mit großer Eßlust ein frisches Stück Torte. Und überhaupt, setzte er hinzu, muß ich offen gestehen, lieber Oberst, daß Sie für einen Obersten sehr feig sind, und sich da einer Narrengeschichte willen gleich erschießen, ersäufen, vergiften und aufhängen wollen. Es wäre schon an einem zu viel. Zweitens muß ich Ihnen sagen, daß ich aus Ihrem Geschwätz da unter einander noch zur Stunde nicht klug werde.

„Königliche Hoheit halten zu Gnaden, ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht. Der Kammerjunker des Herzogs — er ist mein alter Freund — vertraute mir diesen Augenblick, die Marschallin sei, vom Teufel geplagt, erst vor wenigen Minuten zum Herzog getreten, und habe ihm gesagt: die Komödie im Haus des Bäckers hat Ihnen Prinz Julian gestiftet, der Ihnen seine Schwester nicht gönnte. Die Hexe, die Sie sahen, war ich selbst, als Abgeordnete der Prinzessin, um Zeugin Ihres Aberglaubens zu sein. Prinz Julian hat das Verzeichniß Ih

rer Schulden, das Sie in die Gruft warfen, aus welcher Sie die Schätze heben sollten, so wie Ihren Revers gegen das Bäckermädchen, das Sie, nach der Vermählung mit der Prinzessin, als Mätresse zu sich nehmen und adeln lassen wollten. Und der Geist, der Sie abprügelte, war Oberst Kalt, der Handlanger des Prinzen. Darum ging es mit Ihrer Vermählung den Krebsgang. Machen Sie sich keine Hoffnung länger; Sie warten vergebens.— So hat die Marschallin dem Herzog gesagt, und ist verschwunden."

Philipp schüttelte den Kopf und brummte: „Das sind mir auch saubere Geschichten! Solcher Streiche schämt man sich ja im gemeinsten Pöbel. Was Teufeleien und kein Ende!"

„Nein, rief der Oberst, Rasenderes, Pöbelhafteres kann man nicht thun, als die Marschallin. Das Weib muß eine Furie sein. — Gnädigster Herr, retten Sie mich."

— Wo ist denn der Herzog? fragte Philipp.

„Der Kammerjunker sagte, er sei schnell aufgestanden und habe bloß gerufen: Ich gehe zum König! — Denken Sie, Prinz, wenn der zum König geht und unsere Historie nach seiner Art malt."

—Ist denn der König hier?

„Allerdings. Er spielt im Nebenzimmer mit dem Erzbischof und dem Polizeiminister l'Hombre."

Philipp ging mit großen Schritten durch das Kabinet. Hier war guter Rath theuer.

„Königliche Hoheit, sagte der Neger, retten Sie mich. Es gilt Ihre eigene Ehre. Es wird Ihnen leicht sein. Uebrigens bin ich auf Alles gefaßt, und beim ersten bösen Wind über die Gränze. Ich packe ein. Morgen erwarte ich Ihre letzten Befehle über mein Verhalten." — Mit diesen Worten verschwand der Neger.

6.

„Es ist hohe Zeit, daß du wieder Nachtwächter wirst, Philipp!" dachte Philipp bei sich selber: „Du verwickelst dich und deinen Substitut in gottlose Händel, aus denen dich und ihn weder Feine noch meine Klugheit rettet. Das also wäre der Unterschied zwischen einem Nachtwächter und einem Prinzen? Dafür wend' ich keine Hand um. Lieber Himmel, wie viele tolle Dinge geschehen bei den Erdgöttern hier unterm Hofhimmel, wovon wir uns bei Nachtwächterhorn und Webstuhl, bei Spaten und Leisten nichts träumen lassen! Man bildet sich ein, die Götter führen ein Leben wie die Engel, ohne Sünde, ohne Sorgen. Saubere Wirthschaft! Ich habe in einer Viertelstunde hier mehr Bubereien gut zu machen, als ich in meinem ganzen Leben begangen habe."

„So einsam, mein Prinz?" flüsterte hinter ihm eine Stimme: „Ich preise mich glücklich, Ihre königliche Hoheit einen Augenblick allein zu treffen."

Philipp sah sich um. Es war ein Bergknappe in Gold und Seiden und Juweelen. Was wollen Sie? fragte Philipp.

„Nur einen Augenblick gnädigstes Gehör!" antwortete der Knappe. „Es ist dringend, das Resultat Ihnen vielleicht lieb."

—Wer sind Sie denn, Maske, wenn ich fragen darf?

„Graf Bodenlos, der Finanzminister, Ihrer königlichen Hoheit zu dienen!" versetzte der Knappe, und lüpfte die Larve, um ein Gesicht zu zeigen, das mit den kleinen Augen und der großen kupferrothen Nase eine neue Larve zu sein schien.

—Nun Herr Graf, was steht zu Befehl? fragte Philipp weiter.

„Darf ich freimüthig reden? Ich ließ mich schon dreimal bei Ihrer königlichen Hoheit melden, und genoß nicht die Gnade, vorgelassen zu werden. Und doch Gott ist Zeuge,—nimmt am ganzen Hofe Niemand an Ihrer königlichen Hoheit Wohl und Weh so lebhaften Antheil, als ich."

—Herr Graf, ich bin Ihnen verbunden! versetzte Philipp: Aber was wollen Sie? Machen Sie's kurz.

„Darf ich vom Handelshaus Abraham Levi reden?" fragte der Bergknappe.

—So viel Sie wollen.

„Es hat sich an mich wegen der fünfzigtausend Gulden gewendet, die Sie ihm schuldig geworden sind. Es droht, sich an den König zu wenden. Und Sie wissen, welches Wort Sie

dem Könige gaben, als er Ihre letzten Schulden zu zahlen befahl?"

—Können die Leute nicht warten? fragte Philipp.

„So wenig, als die Gebrüder Goldschmidt warten wollen, die an Ihnen fünfundsiebenzigtausend Gulden fordern."

—Mir gleich. Wenn die Menschen nicht warten wollen, so muß ich . . .

„Keine verzweifelten Entschlüsse, gnädigster Herr! Ich bin im Stande, Alles wieder in's Geleis zu bringen, wenn . . .

—Was denn, wenn?

„Wenn sie mir Ihre Gnade schenken, wenn Sie mich nur einen Augenblick anzuhören geruhen. Ich hoffe, alle Ihre Schulden ohne Mühe zu decken. Das Haus Abraham Levi hat ungeheure Aufkäufe von Getraide veranstaltet, so daß dasselbe sehr im Preis gestiegen ist. Ein Verbot der Kornausfuhr gegen die benachbarten Staaten wird den Preis um das Doppelte und Dreifache in die Höhe schnellen. Dann gibt man dem Abraham Levi Lizenzen, und Alles ist in der Ordnung. Das Haus streicht die Schulden, übernimmt für Sie die Zahlung der 75 tausend Gulden, ich überreiche Ihnen die Quittungen. Alles aber hängt von dem Umstande ab, daß ich noch einige Jahre an der Spitze der Finanzen bleibe. Gelingt es dem Baron Greifensack, mich aus dem Ministerium zu verdrängen, so bin ich ohnmächtig, für Sie zu handeln, wie es mein heißester Wunsch wäre. Es steht bei Ihrer königlichen Hoheit, daß Sie die Partei des Greifensack verlassen, und unser Spiel ist gewonnen. Für mich ist es einerlei, ob ich im Ministerium bleibe oder nicht. Ich sehne mich nach Ruhe. Aber es ist mir für Ihre königliche Hoheit nicht gleichgültig. Kann ich die Karten nicht nach Gefallen mischen, so habe ich verloren."

Philipp wußte eine Weile nicht, was auf den Antrag erwiedern. Endlich, während der Finanzminister, auf Antwort wartend, eine Brillantendose hervorzog und eine Prise nahm, sagte Philipp: Wenn ich Sie recht verstehe, Herr Graf, wollen Sie das Land ein wenig aushungern, um meine Schulden zu zahlen. Denken Sie auch, wie viel Elend Sie anrichten! Und wird es der König zugeben?

„Wenn ich an den Geschäften bleibe, so lassen Sie das meine Sorge sein, gnädigster Herr. Sobald die Preise der Lebensmittel steigen, wird der König sogleich von selbst an eine Kornsperre denken, und die Getraideausfuhr mit schweren Zöllen hemmen. Dann gibt man dem Haus Abraham Levi Ausfuhrbewilligungen für zehn Säcke, und es führt hundert aus. Nichts leichter, als das. Allein, wie gesagt, kommt der Greifensack an's Ruder, wird daraus nichts. Ehe er sich in's Fach hineinstudirt, vergehen Jahre. So lange wird er aus Noth den ehrlichen Mann spielen, um nachher den König u. das Land desto ärger zu prellen. Er muß erst sein Terrain kennen. Es gibt keinen ärgern Juden, als den Greifensack. Sein Geiz ist stinkend."

— Schöne Aussichten! sagte Philipp: Wie lange glauben Sie, muß ein Finanzminister auf seinem Posten stehen, ehe er die Scheere an das Volk legen kann, um für sich und unsereins etwas zu schneiden?

„Hm, wenn er Kopf hat, bringt er's in einem Jahre weit."

— So solle man dem König rathen, alle 12 Monate einen neuen Finanzminister zu machen, wenn er immer ehrlich bedient sein will.

„Ich hoffe, gnädigster Herr, seit ich die Finanzen führe, ist dem König und dem Hofe nichts abgegangen."

"Das glaub' ich, Graf, aber dem armen Volke desto mehr. Es weiß die Menge der Steuern und Auflagen kaum noch zu erschwingen. Sie sollten ein wenig barmherziger mit uns umgehen."

„Mit uns? — Thue ich nicht Alles für den Hof?"

—Nein, barmherziger mit dem Volke sollten Sie verfahren, meine ich.

„Mein Prinz, ich weiß, welche Achtung ich Ihren Worten schuldig bin. Der König mit seiner erlauchten Familie ist das Volk, dem ich diene; das, was man Volk nennt, kann in keine Betrachtung kommen. Das Land ist des Königs Eigenthum. Völker sind nur in so fern achtbar, als sie, gleich andern Nullen, die

der Hauptzahl folgen, den Werth derselben vergrößern. Aber es ist hier nicht der Augenblick, den abgedroschenen Wortkram über den Werth der Völker zu erneuern; sondern ich bitte um gnädigsten Entscheid, ob ich die Ehre haben soll, Ihre Schulden auf die bewußte Weise zu beseitigen?"

—Antwort: nein, nein und nimmermehr auf Unkosten von hunderttausend und mehr armen Familien.

„Königliche Hoheit, es geht ja nur auf Rechnung des Hauses Abraham Levi. Und wenn ich dies Haus nöthige, Ihnen noch zu den Quittungen Ihrer Schulden fünfzigtausend Gulden baar zuzulegen? Ich denke, es läßt sich machen. Das Haus gewinnt durch die einzige Operation so viel, daß—"

—Vermuthlich auch für Sie, Herr Graf, noch ein artiges Trinkgeld herauskommt.

„Ihre königliche Hoheit belieben zu scherzen. Ich gewinne dabei nichts. Ich brenne nur vor Begierde, Ihre Huld wieder zu erhalten.

—Sie sind sehr gütig.

„Also darf ich hoffen, mein Prinz?"

—Herr Graf, ich werde thun, was recht ist; thun Sie Ihre Pflicht.

„Meine Pflicht ist, Ihnen zu dienen. Morgen lasse ich den Levi berufen, schließe den Handel mit ihm ab, und habe die Ehre, Ihrer königlichen Hoheit die besagten Quittungen zu überreichen, nebst Anweisung auf fünfzigtausend Gulden."

—Gehen Sie, ich mag davon nicht hören.

„Und Ihre königliche Hoheit wenden mir Ihre Gnade wieder zu? denn ohne im Ministerium zu stehen, könnte ich dem Abraham Levi unmöglich—"

—Ich wollte, Sie und Ihr Ministerium und Ihr Abraham Levi säßen alle drei auf dem Blocksberg. Das sag' ich Ihnen, entsteht eine Kornsperre, läßt die Theuerung der Lebensmittel nicht auf der Stelle nach, verkauft Ihr Judenhaus nicht das aufgespeicherte Getraide sogleich um den Ankaufspreis; so gehe ich ohne anders zum König, decke ihm alle Schelmereien auf, und helfe Sie, sammt dem Abraham Levi aus dem Lande jagen. Verlassen Sie sich darauf; ich halte Wort.

Philipp drehte sich um, ging in den Tanzsaal und ließ den Finanzminister ganz versteinert hingepflanzt stehen.

7.

„Wann befehlen Ihre königliche Hoheit, daß der Wagen vorfahren soll?" flüsterte ihm eine Stimme zu, als er durch die Masken im Saal entlang ging. Es war ein dicker, holländischer Kaufmann mit einer Stutzperrücke, der die Worte an ihn richtete.

—Ich fahre nicht.

„Es ist halb zwölf Uhr vorbei, Prinz. Die schöne Sängerin erwartet Sie. Sie hat lange Weile."

—So mag sie sich etwas singen.

„Wie, Prinz, hätten Sie Ihren Sinn geändert? — Die reizende Rollina wollten Sie im Stich lassen?—Den goldenen Augenblick verlieren, nach dem Sie seit zwei Monaten vergebens seufzeten?—Ihr Billet, das Sie diesen Morgen durch mich an Signora Rollina mit der Brillanten-Uhr schickten, that dieses Wunder. Die stolze Spröde ergibt sich. Sie waren den Mittag noch so hoch entzückt, und nun mit einem Mal so kalt wie Eis? Was ist mit Ihnen vorgegangen? Die Verwandlung begreife ich nicht."

—Das gilt mir gleich.

„Sie haben mir aber befohlen, Sie um halb zwölf Uhr zu begleiten. Hätten Sie andere Engagements?"

—Freilich.

„Etwa ein Souper bei der Gräfin Born? Sie ist nicht am Ball erschienen; wenigstens ist hier unter allen Masken keine Spur von ihr. Ich könnte sie an ihrem Gang und ihrer eigenen Art, das niedliche Köpfchen zu tragen, unter Tausenden unterscheiden. Wie, Prinz?"

—Und wenn es wäre, müßt ichs Ihnen anvertrauen?

„Ah, ich verstehe und schweige. Wollen Sie aber der Signora Rollina nicht wenigstens wissen lassen, daß Sie nicht kommen werden?"

—Hat sie mich zwei Monate nach ihr seufzen lassen, so mag sie auch einmal zwei Monate für mich seufzen. Ich gehe nicht.

„Also auch aus dem prächtigen Halsschmuck, den Sie ihr zum Neujahrsgeschenk bestimmten, wird nun vermuthlich auch nichts."

—Wenn's auf mich ankommt, schwerlich.

„Wollen Sie ganz mit ihr brechen, gnädigster Herr?"

— Ich habe mit ihr noch nicht angebunden.

„Nun denn, Prinz so darf ich offen sein. So darf ich die Wahrheit sagen, die sie vielleicht aber schon wissen. Ich vermuthe es wenigstens aus Ihrer schnellen Sinnesänderung. Nur Ihre Leidenschaft für die Rollina schreckte mich ab, es Ihnen früher zu gestehen. Sie sind betrogen."

— Von wem?

„Von der listigen Operistin. Sie würden die Gunst derselben mit einem Juden theilen müssen."

—Mit einem Juden?

„Nun ja, mit dem Sohn des Abraham Levi."

—Ist der Schelm denn überall?

„Sie wissen also noch nicht? Ich sage Ihnen die heilige Wahrheit. Wären Ihre königliche Hoheit nicht dazwischen gekommen, der Jude würde die feile Schöne öffentlich unterhalten. Es thut mir um die Uhr leid."

—Mir nicht.

„Die Metze verdient den Staubbesen."

—Es wird Mancher nicht nach Verdienst gewürdigt.

„Königliche Hoheit, nur zu wahr. Zum Beispiel, ich habe neulich ein Mädchen entdeckt, o Prinz, die ganze Stadt und das ganze Königreich hat nichts Schöneres, nichts Lockenderes aufzuzeigen. Aber wenige Menschen kennen das himmlische Geschöpf. Pah, was ist die Rollina daneben! Eine alte Hexe von Denner. Sehen Sie, ein Mädchen schlank und schwank, wie ein Rohr; eine Farbe, eine zarte Haut, wie Abendroth auf Schnee; ein paar Augen, wie schöne Sonnen; ein goldener, dicker Haarwuchs — kurz, in meinem Leben sah ich nichts Schöneres. Aber wer würdigt diese Venus? Es ist eine Liebesgöttin in bürgerlicher Haube. Auf diese müssen wir Jagd machen."

Also ein Bürgermädchen?

„Freilich nur eine Grisette, aber—nein, Sie müssen sie sehen und Sie werden brennen. Was hilft da mein Schildern und Preisen! Was Sie sich je in den schönsten Träumen Entzückendes träumen konnten, ist da in der Natur verkörpert, und dabei noch die leiseste, zarteste, unentweihteste Unschuld! — Man sieht sie aber selten. Sie weicht selten von ihrer Mutter. Doch kenne ich ihren Sitz in der Kirche und den Sonntagsspaziergang, den sie gewöhnlich mit ihrer Mutter vor das Ulmenthor macht. Auch habe ich schon ausgespürt, daß ein junger, hübscher Kerl, ein Gärtner, ihr den Hof macht. Er kann sie aber nicht heirathen, weil er ein armer Teufel ist, und das Mädchen hat auch nichts. Die Mutter ist Wittwe eines an der Auszehrung gestorbenen Leinwebers."

—Wie heißt die Mutter?

„Wittwe Bittner im Milchgäßchen, und ihre Tochter, schön wie eine Rose, heißt, was sie in der That ist, Röschen."

Dem guten Philipp wurde es bei diesem Namen kalt und warm. Er hätte die beste Lust gehabt, dem Erzähler die geballte Faust auf den Kopf zu geben. „Sind Sie des Teufels?" rief Philipp.

„Gelt!" sagte der Holländer: „Ich habe schon gut gekundschaftet. Sie müssen das niedliche Ding erst sehen. Oder wie, mein Prinz, sollte Ihr Scharfblick schon die köstliche Perle entdeckt haben? Kennen Sie sie wirklich?"

—Ich kenne Sie allerdings.

„Desto besser. Habe ich zu viel gelobt? Stimmen Sie nicht bei? Die soll uns nicht entgehen. Wir wandern mit einander zur Mutter, Sie spielen den Menschenfreund. Die Armuth der Wittwe ist Ihnen bekannt geworden. Sie mögen keine Nothleidende sehen. Sie erkundigen sich theilnehmend nach den Umständen der guten Frau, lassen ein Geschenk zurück, wiederholen die Besuche, fahren in Mildthätigkeit fort, werden mit Röschen bekannter. Das Andere gibt sich. Der Gärtner-Lümmel ist bald beseitigt; der hilft vielleicht noch, wenn man ihm ein Dutzend harte Thaler in die Hand drückt."

Philipp wußte vor Grimm nicht, was sagen. „Der Donner soll drein schlagen,— —" rief er.

„Wenn der Schlingel, der Gärtner, Umstände macht?" unterbrach ihn der Holländer:

„O dafür lassen Sie mich sorgen. Königliche Hoheit, bekomme ich durch ihr Fürwort den Kammerherrnschlüssel, so gehört Ihnen das Mädchen. Den Gärtner stecke ich unter die Soldaten und schicke ihn zur Armee. Da kann er sich nun für das Vaterland schlagen. Unterdessen sind Sie Meister im Felde; denn das Mädchen hängt, glaube ich, doch mit bürgerlicher Steifheit dem Burschen etwas an. Es wird überhaupt nicht leicht sein, dem Mädchen die Vorurtheile aus dem Kopf zu bringen, die es unter der bürgerlichen Kanaille eingesogen hat. Ich will es aber schon in die Schule nehmen."

—Ich breche Ihnen den Hals dafür.

„Allzugütig. Nur ihre Verwendung beim König, und der Kammerherrnschlüssel . . ."

—Herr, ich wollte, ich könnte sie auf der Stelle . . .

„O sagen Sie mir keine Schmeicheleien, gnädigster Herr! Sie wissen, jeden Augenblick ist mir das Leben für Sie feil. Hätte ich geahnet, daß Ihnen das süße Geschöpf bekannt, daß es Ihnen nicht gleichgültig wäre, es läge längst schon in Ihren Armen."

„Kein Wort mehr davon?" rief Philipp grimmig, so grimmig er mit gedämpfter Stimme an diesem Orte und in der Nähe der tanzenden, lärmenden, schwärmenden und lauernden Masken rufen durfte, um sich nicht zu verrathen: „Kein Wort mehr!"

„Nein, Thaten!" fiel der Holländer fröhlich ein: „Schon morgen sollen die Laufgraben gegen die Festung eröffnet werden. Dann rücken Sie vor. Sie sind gewohnt, zu siegen. Mit den lauersamen Vorposten werden wir bald fertig. Den Gärtner nehme ich auf mich; das Mütterlein geht zu Ihren goldenen Fahnen über. Dann Sturmschritt!"

Philipp konnte sich kaum mehr mäßigen. Er packte mit seiner Faust den Arm des Holländers und sagte: „Herr, wenn Sie sich unterstehen—"

—Um Gotteswillen, gnädiger Herr, mäßigen Sie sich in Ihrer Freude. Ich muß laut aufschreien. Sie zerquetschen mir den Arm.

„Wenn Sie sich unterstehen," fuhr Philipp fort, „und stellen diesem unschuldigen Mädchen nach, so zerquetsche ich Ihnen, so wahr ich lebe, alle Knochen im Leibe."

„Gut, gut!" seufzte der Holländer in schmerzlicher Angst: „Geruhen Sie nur, mich loszulassen."

„Finde ich Sie jemals auf das Mädchen hinschielend, nur in der Nähe des Milchgäßchens, so sind sie ein Kind des Todes von meiner Hand. Danach richten Sie sich."

Der Holländer stand ganz verblüfft da. „Königliche Hoheit," sagte er zitternd, „ich konnte nicht wissen, daß Sie das Mädchen so ernsthaft liebten, wie es scheint."

„Sehr ernsthaft, das will ich vor der ganzen Welt gestehen."

Und werden wieder geliebt?

„Was geht Sie das an? Reden Sie mir nie wieder davon. Denken Sie nie wieder an das Mädchen; Ihr Gedanke schon besudelt — Nun wissen Sie meine Meinung. Packen Sie sich."

Mit diesen Worten wandte ihm Philipp den Rücken, und der Holländer, ging, hinter den Ohren kratzend, davon.

8.

Unterdessen hatte auch Philipps Substitut als Nachtwächter auf den Straßen der Stadt seine Rolle gespielt. Es ist wohl nicht nöthig, erst zu sagen, was Jeder von selbst weiß, daß dies kein Anderer, als Prinz Julian war, der, des süßen Weines voll, auf den Einfall gekommen, in die Nachtwächterei hineinzupfuschen. Sobald er den Philipp verlassen hatte, rief und blies er von Straßenecke zu Straßenecke die Stunden nach Herzenslust, machte in seinem Gesang allerlei komische Zusätze, und bekümmerte sich wenig um das vorgeschriebene Revier, das er zu behüten und zu beblasen hatte.

Indem er auf einen neuen Vers sann, ging seitwärts eine Hausthür auf, ein wohlgekleidetes Mädchen trat hervor und winkte mit einem lockenden: Bst! bst! Dann zog es sich in die Dunkelheit des Hausgangs zurück.

Der Prinz ließ seine Verse fahren, und folgte der angenehmen Erscheinung. In der Finsterniß ergriff ihn eine zarte Hand, und eine weiche Stimme lispelte: „Guten Abend, lie-

der Philipp! Sprich leise, daß uns Niemand hört. — Ich bin nur auf ein Augenblickchen von der Gesellschaft weggeschlichen, dich im Vorbeigehen zu grüßen. Bist du vergnügt?"

„Wie ein Gott vergnügt, du Engel!" sagte Julian. — „Wer könnte bei dir auch traurig sein?"

„Philipp, ich habe dir etwas Gutes zu sagen. Du sollst morgen Abend bei uns essen. Die Mutter hat es erlaubt. Kommst du auch?"

„Alle Abend, alle Abend!" rief Julian: „und so lange du willst. Ich wollte, du könntest beständig bei mir sein, oder ich bei dir, bis an der Welt Ende. Das wäre ein Götterleben!"

„Höre, Philipp, in einer halben Stunde bin ich bei der Gregorienkirche. Da erwarte ich dich. Du fehlst doch nicht? Laß mich nicht lange warten. Dann machen wir noch einen Gang durch die Stadt. Nun geh', damit uns Niemand überrascht."

Sie wollte gehen. Julian aber zog sie zurück in seinen Arm. „Willst du mich so kalt von dir scheiden lassen?" fragte er, und drückte seinen Mund auf ihre Lippen.

Röschen wußte nicht, was zu Philipps Keckheit sagen. Denn Philipp war immer so bescheiden und zärtlich gewesen, daß er höchstens einen Kuß auf ihre Hand gewagt hatte, ausgenommen einmal, da ihnen beiden die Mutter allen und jeden Umgang hatte verbieten wollen. Damals war von ihnen im Gefühl der höchsten Liebe und des höchsten Schmerzes der erste Kuß gewechselt worden: seitdem nie wieder. Röschen sträubte sich; aber der vermeinte Philipp war so ungestüm, daß man, um kein verrätherisches Geräusch zu machen, wohl das Sträuben aufgeben mußte. Sie vergalt den Kuß und sagte: „Philipp, nun geh!"

Er aber ging nicht, sondern sagte: „Da wäre ich wohl ein Narr. Meinst du, ich hätte mein Nachtwächterhorn lieber, als dich? Mit nichten, du Herzchen."

„Ach," seufzte Röschen, „es ist aber doch nicht recht."

„Warum denn nicht, du Närrchen? Ist denn das Küssen in deinen zehn Geboten untersagt?"

„Ja," versetzte Röschen, „wenn wir uns einander haben dürften, dann wär' es etwas Anderes."

„Haben? Wenn es nicht Anderes ist, alle Tage kannst du mich haben, wenn du willst."

„Ach, Philipp, wie sprichst du auch heute so wunderlich! Wir können ja daran noch nicht denken."

„Wahrhaftig, ich denke aber ganz ernstlich daran. Wenn du nur willst."

„Philipp, hast du ein Räuschchen? Ob ich will? Geh, du beleidigst mich. Höre, Philipp, mir hat die letzte Nacht von dir geträumt."

„War's was Schönes?"

„Du habest in der Lotterie gewonnen, Philipp. Da hatten wir beide Jubel. Du hattest dir einen prächtigen Garten gekauft. Kein schönerer Garten ist in und außer der Stadt. — Alles hatten wir da vollauf; Blumen an Blumen, wie ein Paradies, und große Beete voll des feinsten Gemüses, und die Bäume hingen schwer von Obst. Ich ward beim Erwachen recht traurig, daß mich der Traum nur geneckt hatte. Sage mir, Philipp, hast du etwa in die Lotterie gesetzt? Hast du etwas gewonnen? Heute war ja Ziehung."

„Wenn ich bei dir du schönes Kind das große Loos gewänne, wer weiß, was geschieht? Wie viel müßte ich dann gewinnen, für dich?"

„Wenn du auch nur so glücklich wärst, tausend Gulden zu gewinnen. Dann könntest du schon einen artigen Garten kaufen."

„Tausend Gulden? Und wenn es mehr wäre."

„O Philipp, was sagst du? Ist's wahr? Nein, betrüge mich nicht, wie mein Traum! Du hast gesetzt, du hast gewonnen. Gestehe es mir!"

„So viel du willst."

„O Gott!" rief Röschen, und fiel ihm freudetrunken um den Hals und küßte ihn mit glühender Freude: „Mehr als tausend Gulden? Wird man dir auch das viele Geld wohl geben?"

Unter ihren Küssen vergaß der Prinz das Antworten. Es ward ihm ganz wunderbar, die zarte, edle Gestalt in seinen Armen zu hal-

ten, deren Liebkosungen ihm doch nicht galten, und die er doch so gern für seine Rechnung genommen hätte.

„Antworte doch, antworte doch!“ rief Röschen ungeduldig: „Wird man dir auch die Menge Geldes geben wollen?“

„Ich habe es schon; u. macht dir's Freude, so geb' ich's dir.“

„Wie, Philipp, du trägst es mit dir?“

Der Prinz nahm seine Börse hervor, die er, schwer von Gold, zu sich gesteckt hatte, um sie beim Spieltische anzuwenden. „Nimm und wäge, Mädchen!“ sagte er, und legte sie, indem er die kleinen, zarten Lippen küßte, in Röschens Hand. „Bleibst du mir dafür hold?“

„Nein, Philipp, wahrlich für dein vieles Geld nicht, wenn du nicht mein Philipp wärst.“

„Und wie, zum Beispiel, wenn ich dir noch einmal so viel geben würde, und nicht dein Philipp wäre?“

„So wärf' ich dir deine Schätze vor die Füße, und machte dir einen höflichen Knix!“ sagte Röschen.

Indem ging eine Thür droben auf; man hörte Mädchenstimmen und Gelächter. Der Schimmer eines Lichtes fiel von oben auf die Treppe. Röschen erschrack und flüsterte: „In einer halben Stunde bei der Gregorienkirche!“ und sprang davon, die Treppe hinauf. Der Prinz stand wieder im Finstern. Er ging zum Hause hinaus und betrachtete das Gebäude und die erleuchteten Fenster. Die plötzliche Trennung war ihm natürlich sehr unzeitig geschehen. Zwar die Geldbörse gereute ihn nicht, mit der das Mädchen davon geflogen war; wohl aber, daß er das Gesicht der unbekannten Schönen nicht beim Licht gesehen hatte; daß er nicht einmal ihren Namen mußte, und noch weniger, ob sie aus der Drohung, ihm das Geld vor die Füße zu werfen, Ernst machen würde, wenn er ihr in seiner wahren Gestalt erschiene. Inzwischen vertröstete er sich auf das Finde-mich bei der Gregorienkirche. Eben dies Plätzchen hatte ihm auch der Nachtwächter angewiesen. Julian verstand bald, daß er sein glückliches Abenteuer nur diesem, doch ohne dessen Willen, zu danken hatte.

9.

Sei es, daß der Geist des Weins durch die wachsende Kälte der Neujahrsnacht oder durch Röschens Täuschung in seiner Wirkung gesteigert ward; der Muthwille des fürstlichen Nachtwächters nahm überhand.

Mitten in einem Haufen von Spaziergängern blieb er an einer Straßenecke stehen, und stieß mit solcher Kraft in's Horn, daß alle Frauenzimmer mit lautem Schrei zurücksprangen und die Männer vor Schrecken steif wurden. Dann rief Julian die Stunde und sang dazu:

Der Handel unsrer lieben Stadt
Gewaltig abgenommen hat,
Selbst unsre Mädchen weiß und braun,
Sucht man nicht mehr zu Ehefrau'n.
Die Waare putzt sich, wie sie kann,
Und bringt sich doch nicht an den Mann.

„Das ist unverschämt!“ riefen einige weibliche Stimmen im Haufen, „uns mit Waaren zu vergleichen!“ Von den anwesenden Männern aber lachten viele aus vollem Halse: „Da capo!“ schrien einige lustige Brüder: „Bravo Nachtwächter!“ schrien Andere. — „Was unterstehst du dich, Kerl, unsere Frauenzimmer auf öffentlicher Straße zu beleidigen?“ schwob ein junger Lieutenant, der ein hübsches Mädchen am Arm führte, den Nachtwächter an.

„Herr Lieutenant, der Nachtwächter singt leider Gottes die Wahrheit!“ entgegnete ihm ein junger Müller: „Und gerade das Weibsbild, das Sie am Arme führen, bestätigt die Wahrheit. He, Jüngferchen, kennst du mich? Weißt du, wer ich bin? He? Geziemt sich das für eine verlobte Braut, des Nachts mit andern Männern herumzuschwärmen? Morgen sag' ich's deiner Mutter. Ich will nichts mehr mit dir zu schaffen haben!“

Das Mädchen verhüllte sich das Gesicht und zupfte am Arm des Offiziers, um davon zu kommen. Der Lieutenant wollte aber, ein Kriegsheld, vor dem Müller nicht so leicht Reißaus nehmen, und mit Ehren das Feld behaupten. — Er stieß eine Menge Flüche aus, und da dieser kein Wort schuldig blieb, schwang er den Stock. Plötzlich aber erhoben sich zwei dicke spanische Rohre, von bürgerlichen Fäusten geführt, warnend über dem Haupte des Lieutenants.

„Herr!“ rief ein breitschulteriger Bierbrauer dem Kriegsmanne zu: „Hier keine Händel wegen des schlechten Mädchens angefangen. — Ich kenne den Müller; er ist ein braver Mann. Er hat Recht; und der Nachtwächter hat Recht, so wahr ich lebe! Ein ehrlicher Bürgersmann und Professionist kann und mag kaum noch ein Mädchen aus unserer Stadt zur Frau nehmen. Die Weibsbilder wollen sich alle über ihren Stand erheben; statt Strümpfe zu flicken, lesen sie Romane; statt Küche und Keller zu besorgen, laufen sie in Komödien und Konzerte. Im Hause bei ihnen ist Unflat, und auf den Gassen gehen sie geputzt einher, wie Prinzessinen. Da bringen sie dem Manne keine Mitgift in's Haus, als ein paar schöne Röcke, Spitzen und Bänder und Liebschaften, Romane und Faulheit. Herr, ich spreche aus Erfahrung. Wären unsere Bürgerstöchter nicht so verderbt, ich wäre schon längst verheirathet.“

Alle Umstehenden erhoben ein gellendes Gelächter. Der Lieutenant streckte langsam das Gewehr vor den beiden spanischen Rohren und sagte verdrießlich: „Das fehlt auch noch, hier von dem bürgerlichen Pack Bußpredigten zu hören!“

„Was, bürgerliches Pack?“ rief ein Nagelschmied, der das zweite spanische Rohr führte: „Ihr adelichen Müßiggänger, die wir euch mit unsern Steuern und Abgaben füttern müssen, wollt ihr von bürgerlichem Pack sprechen? Eure Lüderlichkeit ist an allem Unglücke in unsern Haushaltungen schuld. Es blieben nicht halb so viel ehrliche Mädchen sitzen, wenn ihr hättet beten und arbeiten gelernt.“

Nun sprangen mehrere junge Offiziere dazu; aber auch Meister und Handwerksburschen sammelten sich. Buben machten Schneebälle und ließen davon in den dichtsten Haufen fliegen, um auch ihre Freude dabei zu haben. Die erste Kugel traf den vornehmen Lieutenant auf die Nase. Dieser hielt es für Angriff des bürgerlichen Packs, und erhob abermals den Steck. Das Treffen begann.

Der Prinz, welcher nur den Anfang des Wortwechsels gehört hatte, war längst wohlgemuth und lachend davon gezogen in eine andere Straße, unbekümmert um die Folgen seines Gesanges. Er kam an den Palast des Finanzministers Bodenlos. Mit diesem Herrn stand er nicht im besten Vernehmen, wie das schon Philipp erfahren hatte. Julian sah alle Fenster erleuchtet. Die Gemahlin des Ministers hatte große Gesellschaft. Julian in seiner satyrischen Poetenlaune pflanzte sich dem Palaste gegenüber hin und blies kräftig in sein Horn. Einige Herrn und Damen öffneten, vielleicht weil sie eben nichts Besseres zu thun hatten, das Fenster, neugierig, den Nachtwächter zu hören.

„Nachtwächter!“ rief einer von den Herren herab: „sing auch ein hübsches Stück zum Neujahr.“ Dieser Zuruf lockte mehrere von der Gesellschaft der Frau Ministerin an die Fenster.

Julian, nachdem er gewohntermaßen die Stunde gerufen, sang mit lauter Stimme gar vernehmlich:

Ihr, die ihr seuf'zt in Schuldennoth
Und ohne Witz zum Bankerot,
Fleht, daß der Herr in dieser Nacht
Euch zum Finanzminister macht,
Der ohne Finanzen läßt das Land,
Weil er sie behält in seiner Hand.

„Das ist ja zum Ohnmächtigwerden!“ rief die Frau Ministerin, die ebenfalls zu einem der Fenster getreten war: „Wer ist denn der niederträchtige Mensch, der sich dergleichen erfrecht?“

„Frau Exzellenz!“ antwortete Julian mit verstellter Stimme, indem er den jüdischen Dialekt annahm: „Ich wollte Ihnen doch ein kleines Vergnügen machen. Halten zu Gnaden, ich bin nur der Hofjude Abraham Levi; Frau Excellenz kennen mich noch schon.“

„Wei mir!“ schrie eine Stimme oben am Fenster: „Ehrvergessener Kerl, wie willst du sein Abraham Levi? Bin ich nicht selber Abraham Levi? Du bist ein Betrüger!“

„Ruft die Wache!“ rief die Frau Ministerin: „Laßt den Menschen arretiren!“

Bei diesen Worten verließen alle Gäste in großer Behendigkeit die Fenster. Aber auch der Prinz blieb nicht stehen, sondern nahm im Doppelschritt den Weg durch einige kleine Quergassen.

Ein Schwarm Bedienten, begleitet von einigen Finanzsekretären, stürzte aus dem Palaste hervor und jagte umher, den Lästerer zu suchen Plötzlich riefen einige laut: „Wir haben ihn!" Die anderen eilten dem Rufe nach. Wirklich hatten sie den Nachtwächter des Reviers gefunden, der in großer Unschuld auf dem Wege seines Berufs dahin trabte. Er ward umringt, übermannt und, wie sehr er sich auch sträubte, wegen seiner sarkastischen Einfälle auf die Hauptwache geschleppt.

Der wachthabende Offizier schüttelte verwundert den Kopf und sagte: „Man hat mir schon einen Nachtwächter zugeführt, der durch Verse, die er auf die Mädchen der Residenz abgerufen, eine fatale Schlägerei zwischen Offizieren und Bürgerlichen verursacht hat."

Der neu eingebrachte Gefangene wollte durchaus nichts gestehen, und lärmte gewaltig, daß ein Haufe junger Leute, die wahrscheinlich zu viel getrunken haben möchten, ihn in der Ausübung des ihm anvertrauten Amtes gestört hätten. Einer der Finanzsekretäre sagte ihm aber den ganzen Vers vor, der den gerechten Zorn der Frau Ministerin und aller ihrer Gäste erregt hatte. Sämmtliche Soldaten brachen in ein erschütterndes Lachen aus. Der ehrliche Nachtwächter aber schwor mit Thränen, ihm sei so etwas nie in den Sinn gestiegen.

Während man auch mit diesem Verhör beschäftigt war, der Nachtwächter seine Unschuld betheuerte, die jungen Herrn für alle Folgen ihres Betragens verantwortlich machte und die Finanzsekretäre in der That schon anfingen, zweifelhaft zu werden, ob sie auch den rechten Mann ergriffen hatten, rief die Schildwache draußen: „Wache heraus in's Gewehr!"

Die Soldaten sprangen davon. Die Finanzsekretäre fuhren fort, den Nachtwächter mit Fragen zu bestürmen. Indem trat der Feldmarschall in die Wachtstube, begleitet vom wachthabenden Hauptmann.

„Lassen Sie mir den Kerl da krumm schließen!" rief der Feldmarschall, und zeigte mit der Hand hinter sich. Zwei Offiziere traten herein, die einen entwaffneten Nachtwächter bei den Armen führten.

„Sind die Nachtwächter alle toll geworden?" rief der wachthabende Hauptmann ganz erstaunt aus.

„Ich will dem Böswicht seine infamen Verse bezahlen!" — schrie der Feldmarschall.

„Ihre Exellenz," versetzte der neugefangene Wächter zitternd und bebend, „ich habe, weiß der Himmel, keine Verse gemacht, in meinem ganzen Leben keinen Vers!"

„Schweig Schurke!" brüllte mit entsetzlicher Stimme der Feldmarschall: „Du sollst mir auf die Festung oder an den Galgen. Und wiedersprichst du mit einem Muck noch, so haue ich dich auf der Stelle in Krautstücke!"

Der wachthabende Hauptmann bemerkte dem Marschall in aller Ehrerbietung; es müsse eine poetische Epidemie unter den Nachtwächtern in der Stadt ausgebrochen sein; denn er habe nun schon 3 dieser Patrone in einer Viertelstunde zu hüten bekommen.

„Meine Herren," sagte der Feldmarschall zu den ihn begleitenden Offizieren, „da der Kerl schlechterdings nicht eingestehen will, daß er den Vers gesungen habe, so besinnen Sie sich auf das Pasquill, ehe Sie es vergessen. Schreiben Sie es auf. Morgen wollen wir ihn schon zum Geständniß bringen. Jetzt will ich keine Zeit verlieren, und auf den Ball. Wer weiß es noch?"

Die Offiziere besannen sich. Einer half dem andern nach. Der Wachthabende schrieb, und da kam Folgendes heraus:

Der Federbusch auf leerem Kopf,
Im Nacken einen steifen Zopf,
Den Bauch zurück, die Brust heraus,
Das macht des Heeres Stärke aus.
Man wird bei Tanz und Geigenschall,
Bei Kuß und Spiele Feldmarschall.

„Willst du läugnen, Schurke?" fuhr der Feldmarschall den erschrockenen Nachtwächter mit erneuter Wuth an: „Willst du läugnen, daß du das gesungen hast, als ich aus der Thür meines Hauses trat?"

„Mag es gesungen haben, wer will, ich weiß nichts davon!" antwortete der Nachtwächter.

„Warum liefest du denn davon, als du mich vortreten sahst!" fragte der Marschall weiter.

"Ich bin nicht gelaufen."

„Was?“ riefen die beiden Offiziere: „Du nicht gelaufen? Warst du nicht außer Odem, als wir dich am Markt hier endlich einholten?“

„Ja, ich war vor Schrecken außer mir, daß mich die Herren so gewaltig überfielen. Es liegt mir noch jetzt in allen Gliedern.“

„Schließen Sie den hartnäckigen Hund krumm!“ rief der Marschall dem Wachthabenden zu: „Er hat bis morgen Zeit genug, sich zu besinnen.“ Mit diesen Worten eilte der Marschall hinweg.

Der Lärm auf den Gassen und die Spottgedichte der Nachtwächter hatten die ganze Polizei in Bewegung gesetzt. Noch in derselben Viertelstunde wurden zwei andere Nachtwächter, freilich nicht die rechten, ergriffen und zur Hauptwache geführt. Der eine sollte auf den Minister der auswärtigen Angelegenheiten ein schmähliches Lied gesungen haben, des Inhalts: der Minister wäre nirgends auswärtiger als in seinem Department. Der andere war beschuldigt, vor dem bischöflichen Palaste gesungen zu haben: es fehle den Kirchenlichtern nicht an Talg, aber sie verbreiteten im Lande mehr Qualm und Rauch, als Helligkeit.

Der Prinz, welcher durch seinen Muthwillen allen Nachtwächtern in der Residenz so schlimmes Spiel machte, entschlüpfte überall glücklich, und ward eben darum von Gasse zu Gasse kecker. Die Sache machte Geräusch.— Man hatte sogar dem Polizeiminister, der beim König am Spieltische saß, von der poetischen Insurrektion der ehemals so friedlichen Nachtwächter rapportirt, und zum Beweis einen der Spottverse schriftlich überbracht. Der König hörte den Vers an, der gegen die schlechte Polizei selbst gerichtet war, die ihre Spürnase in alle Familiengeheimnisse der Stadt stecke, und doch im eigenen Hause nichts rieche, daher ihr wohl eine Prise zu gönnen sei. Der König lachte laut auf, und befahl, ihm einen der nachtwächterlichen Poeten einzufangen, und herzubringen. Er stand vom Spieltische auf; denn er sah, der Polizeiminister hatte die gute Laune verloren.

10.

Im Tanzsaale neben dem Spielzimmer hatte Philipp, der gefürstete Nachtwächter, so eben von seiner Sackuhr vernommen, daß es Zeit sei, sich zum Finde-mich bei der Gregorienkirche einzustellen. Er selbst war froh, seinen Purpurtalar und Federhut an den Substituten zurückzugeben, denn ihm ward unter der vornehmen Maske nicht gar wohl zu Muthe.

Wie er eben die Thür suchte, um sich davon zu schleichen, kam ihm der Neger nachgetreten und zischelte ihm zu: „Königliche Hoheit, Herzog Hermann sucht Sie allenthalben!“ — Philipp schüttelte ärgerlich den Kopf und ging hinaus; ihm nach der Neger. Wie sie beide in das Vorzimmer traten, flüsterte der Neger: — „Bei Gott, da kommt der Herzog!“ und mit den Worten machte sich der Schwarze wieder eilfertig in den Saal zurück.

Eine hohe, lange Maske trat mit schnellen Schritten gegen Philipp auf und rief: „Halten Sie einen Augenblick; ich habe mit Ihnen ein Wörtchen abzuthun. — Ich suche Sie schon lange.“

— Nur geschwind, entgegnete Philipp, denn ich habe keine Zeit zu verlieren.

„Ich wollte, ich müßte keine mit Ihnen verlieren. Ich habe Sie lang genug gesucht. — Sie sind mir Genugthuung schuldig. Sie haben mir blutige Beleidigung zugefügt.“

—Daß ich nicht wüßte.

„Sie kennen mich nicht?“ rief der Herzog, und zog die Larve ab: „Nun wissen Sie, wer ich bin, und Ihr böses Gewissen muß Ihnen das Uebrige sagen. Ich fordere Genugthuung. Sie und der verfluchte Salmoni haben mich betrogen.“

— Davon weiß ich nichts! antwortete Philipp.

„Sie haben die schändliche Geschichte im Keller des Bäckermädchens angestellt. Auf Ihr Anstiften hat sich der Oberst Kalt an meiner Person vergriffen.

—Kein wahres Wort.

„Wie, kein wahres Wort? Sie läugnen? Die Marschallin Blankenschwerd hat mir erst vor wenigen Minuten Alles entdeckt. Sie war Augenzeugin bei der Geisterkomödie, die Sie mit mir spielten.“

— Sie hat Ihrer Durchlaucht ein Mährchen

aufgebunden. Ich habe an Ihren Händeln keinen Theil gehabt. Wenn Sie Geisterkomödien mit sich spielen ließen, war es Ihre Schuld.

„Ich frage Sie, ob Sie mir Genugthuung geben wollen? Wo nicht, so mache ich Lärm.— Folgen Sie mir auf der Stelle zum König. Entweder Sie schlagen sich mit mir, oder zum König."

—Ihre Durchlaucht .... stotterte Philipp verlegen: Ich habe weder Lust mich mit Ihnen zu schlagen, noch zum König zu gehen.

Das war Philipps voller Ernst; denn er für htete, die Larve abziehen zu müssen und in em pfindliche Strafe wegen der Rolle zu fallen, die er wider seine Absicht hatte spielen müssen. Er machte daher gegen den Herzog allerlei Ausflüchte, und sah nur immer nach der Thür, um irgend einmal den Augenblick erwischen und davon springen zu können. Der Herzog hingegen merkte die Aengstlichkeit des vermeinten Prinzen, und ward dadurch muthwilliger. Er nahm zuletzt den armen Philipp beim Arm, und wollte ihn zum Saal führen.

—Was wollen Sie von mir? rief Philipp in Verzweiflung, und schleuderte den Herzog zurück.

„Zum König!" antwortete der Herzog wüthend: „Er soll hören, wie schändlich man an seinem Hofe einem fürstlichen Gaste begegnet."

—Gut! sagte Philipp, der sich nicht mehr zu helfen wußte, als wenn er den Charakter des Prinzen wieder annähme: So kommen Sie; ich bin bereit. — Zum Glück habe ich den Zettel bei mir, auf welchem Sie dem Bäckermädchen eigenhändig die Versicherung ausstellten ...

„Possen! Larifari!" erwiederte der Herzog: „Das war einer von den Späßen, den man wohl mit einem dummen Bürgermädchen treibt. Zeigen Sie ihn nur dem König. Ich werde mich darüber ausweisen."

Indessen schien es dem Herzog doch mit dem Ausweisen nicht gar Ernst zu sein. Er drang gar nicht weiter darauf, Philippen zum König zu führen, u. das war dem Philipp schon recht; desto ungestümer bestand der Herzog darauf, daß sie beide in den Wagen sitzen und, der Himmel weiß wohin, fahren wollten, um die Ehrensache mit Pistolen und Säbeln abzuthun. — Das war nun dem bedrängten Philipp gar nicht gelegen. Er stellte dem Herzog alle bösen Folgen dieses Schrittes vor. Jener aber in seinem Grimme ließ sich durch nichts in seinem Verlangen abwendig machen; versicherte, er habe schon Fürsorge für Alles getroffen, und werde nach Beendigung ihres Geschäfts noch in der Nacht abreisen.

„Wenn Sie nicht," fuhr der Herzog fort, „der feigste Mensch in ihrem Lande sind, so folgen Sie mir zum Wagen, Prinz."

Ich bin kein Prinz! antwortete Philipp, der sich zum Aeußersten getrieben sah.

„Sie sind es. Jeder hat Sie hier auf dem Balle erkannt. Ich kenne Sie am Hut. Sie hintergehen mich nicht."

Philipp zog die Larve ab, zeigte dem Herzog sein Gesicht und sprach: „Nun? Bin ich der Prinz?"

Herzog Hermann, wie er das wildfremde Gesicht erblickte, prallte zurück und stand wie versteinert. Seine geheimste Angelegenheit einem Unbekannten verrathen zu haben, vermehrte seine Bestürzung und Verlegenheit. Ehe er sich noch aus dieser sammmeln konnte, hatte Philipp schon die Thür in der Hand, und weg war er.

11.

Sobald sich Philipp im Freien befand, nahm er blitzschnell Hut und Seidenmantel ab, wickelte jenen in diesen, und so, beides unter dem Arm, sprang er die Gasse entlang, der Gregorienkirche zu.

Da stand Röschen schon in einem Winkel neben der hohen Kirchenpforte und harrte sein.

„Ach, Philipp, lieber Philipp!" sagte sie zu ihm, sobald sie ihn erkannte, und drückte seine Hand: „Welche Freude hast du mir doch gemacht! O wie glücklich sind wir! Siehe, ich habe keine Ruhe mehr bei meinen Freundinnen gehabt. Gottlob, daß du da bist. Schon seit beinahe einer Viertelstunde stehe ich hier und friere. Aber ich denke vor Freuden gar nicht an die Kälte, die ich leide."

Und ich, liebes Röschen, danke Gott auch, daß ich wieder bei dir bin. Hole der Geier all'

den Schnickschnack der großen Herren. Nun, ich erzähle dir schon ein ander Mal von den tollen Auftritten, die ich gehabt habe. Sage mir, Herzenskind, wie geht es dir auch? Hast du mich noch ein wenig lieb?

„Ei, du bist nun ein reicher Herr geworden, Philipp, und da ists wohl an mir, zu fragen, ob du mich noch ein wenig lieb hast?"

—Wetter, woher weißt du denn schon, daß ich ein großer Herr war?

„Du hast es ja mir selbst schon gesagt. Philipp, Philipp, wenn du nur nicht stolz wirst, nun du so entsetzlich reich bist. Ich bin ein armes Mädchen, und nun freilich zu schlecht für dich. Aber Philipp, ich habe schon bei mir gedacht, wenn du mich verlassen könntest, sieh', ich wollte lieber, du wärest ein Gärtner geblieben. Ich würde mich zu Tode grämen, wenn du mich verlassen könntest."

—Röschen, sage mir, was schwatzest du auch da? Ich bin eine halbe Stunde Prinz gewesen, und es war doch nur Spaß; aber in meinem Leben mache ich solchen Spaß nicht wieder. Nun bin ich ja wieder Nachtwächter, und so arm, wie vorher. Ich habe da wohl noch fünftausend Gulden bei mir, die ich von einem Mameluken bekommen—die könnten uns wohl aus der Noth helfen—, aber leider, sie gehören mir nicht.

„Du sprichst wunderlich, Philipp!" sagte Röschen, und gab ihm die schwere Geldbörse, die sie vom Prinzen erhalten hatte: „Da nimm dein Geld wieder. Es wird mir doch im Strickbeutel fast zu schwer."

—Was soll ich mit dem vielen Gelde? Woher hast du das, Röschen?

„Du hast es ja in der Lotterie gewonnen, Philipp."

—Was? Hab' ich gewonnen? und man hat mir doch auf dem Rathhause gesagt, meine Nummern wären nicht herausgekommen!—Sieh', ich habe gesetzt, und gehofft, es könnte eine Terne für uns zur Aussteuer geben. Aber der Gärtner Rothman sagte mir, als ich den Nachmittag zu spät aufs Rathhaus kam: „Armer Philipp, keine Nummer!" Juchheh, also doch gewonnen! Jetzt' kauf' ich den größten Garten, und du bist meine Frau. Wie viel ist's denn geworden?

„Philipp, du hast dir ein Räuschchen in der Neujahrsnacht getrunken? Du mußt besser wissen, wie viel es ist. Ich habe bei meinen Freundinnen nur unter dem Tisch heimlich in die Börse hineingeschielt, und bin recht erschrocken, als ich ein Goldstück neben dem andern blitzen sah. Da dachte ich: nun wundert's mich nicht, daß der Philipp so unbändig war. Ja, recht unbändig bist du gewesen. Aber es war dir ja nicht zu verargen. Ich möchte dir selber um den Hals fallen und mich satt weinen vor Freuden."

— Röschen, wenn du fallen willst, ich mag es wohl leiden. Aber hier ist ein Mißverständniß. Wer hat dir das Geld gebracht und gesagt, es sey mein Lotterieloos? Ich habe ja das Loos noch zu Hause im Kasten, und kein Mensch hat es mir abgefordert.

„Philipp, treib' keine Possen. Du hast's mir vor einer halben Stunde selber gesagt und mir selber das Geld gegeben."

— Röschen, besinne dich. Diesen Morgen sah ich dich beim Weggehen aus der Messe, da wir mit einander unser Zusammenfinden für diese Nacht verabredeten. Seitdem sahen wir ja einander nicht.

„Außer vor einer halben Stunde, da ich dich blasen hörte, und ich dich zu Steinmanns in's Haus hereinrief. Aber was trägst du denn unter dem Arm für ein Bündelchen? Warum gehst du bei der kalten Nacht ohne Hut? — Philipp, Philipp! nimm dich wohl in Acht. Das viele Geld könnte dich leichtsinnig machen. Du bist gewiß in einem Wirthshause gesessen, und hast dir mehr zu Gute gethan, als du solltest. Gelt? Was hast du da für ein Bündelchen? Mein Himmel, das sind ja wohl Frauenzimmerkleider von Seide? Philipp, Philipp, wo bist du gewesen?"

—Gewiß vor einer halben Stunde nicht bei dir. Du willst dich, glaub' ich, über mich lustig machen? Antworte mir, woher hast du das Geld?

„Antworte mir erst, Philipp, woher hast du diese Frauenzimmerkleider? Wo bist du gewesen?"

Da beide ungeduldig waren, Antwort zu hören, und keine Antwort gaben, fingen sie an, auf einander etwas mißtrauisch zu werden und zu zänkeln.

12.

Wie es gewöhnlich in solchen Rechtshändeln geht, wo ein liebendes Pärchen miteinander streitet, ging es auch hier. Sobald Röschen das weiße Schnupftuch hervornahm und ihre Augen trocknete und das Köpfchen wegwandte, und ein Seufzer um den andern aus der Tiefe der Brust hervorzitterte, hatte sie offenbares Recht, und er offenbares Unrecht. Und er gestand sein Unrecht, indem er sie tröstete, und bekannte: er sei auf einem Maskenball gewesen, und was er unter dem Arm trage, sei kein weibliches Gewand, sondern ein Seidenmantel, nebst Larve und Federhut.

Nach diesem reumüthigen Geständniß aber begann erst das strengste Verhör über ihn.— Ein Maskenball, das weiß jedes Mädchen in einer großen Stadt, ist für unverwahrte Herzen ein gefährlicher Irrgarten und Kampfplatz. Man stürzt sich in ein Meer anmuthiger Gefahren, u. geht manchmal darin unter, wenn man kein guter Schwimmer ist. Röschen hielt ihren Freund Philipp aber gerade nicht für den besten Schwimmer; es ist schwer zu sagen, warum? Also mußte er zuerst erklären, ob er getanzt habe? Auf das Verneinen hin, fragte sie, ob er keine Abenteuer und Händel mit weiblichen Masken gehabt habe? Das ließ sich nicht verneinen. Er bekannte allerlei; doch setzte er jedesmal hinzu, die Frauenzimmer wären insgesammt von vornehmer Abkunft gewesen und hätten ihn für einen Andern gehalten. Röschen wollte zwar ein wenig zweifeln; doch unterdrückte sie den Argwohn. Als er aber auf ihre Frage: für wen man ihn gehalten habe, und von wem er seine Maske geliehen? immer den Prinzen Julian nannte, schüttelte sie doch das ungläubige Köpfchen; und noch unwahrscheinlicher war ihr sein Geschichtchen, daß der Prinz Nachtwächterdienste gethan, während Philipp auf dem Ball gewesen. Er aber vernichtete alle ihre Zweifel mit der Versicherung, der Prinz — denn dafür halte er seinen Substituten — werde, laut Abrede, in wenigen Augenblicken bei der Gregorienkirche erscheinen, und die schöne Maske für den Nachtwächtermantel eintauschen.

Nun ging dem erschrockenen Röschen über ihre Abenteuer im dunkeln Hausgang ein Licht auf. War es ihr doch damals schon aufgefallen, daß der vermeinte Philipp so etwas Fremdartiges in seinem Wesen gehabt hatte. Da nun die Reihe an sie kam, Alles haarklein zu beichten, wie sie zu dem Gelde für das Lotterieloos gelangt wäre, stotterte sie lange und suchte nach Worten herum, daß dem Philipp ganz bange ward.

Sie erzählte endlich Alles, was vorgefallen war; aber wie es zum Kuß und Gegenkuß kam, stockte sie wieder mit der Sprache. Doch mußte es heraus.

„Es ist nicht wahr!“ rief Philipp: „Ich habe dir keinen Kuß gegeben, und von dir keinen empfangen.“

„So hat es dir doch gegolten,“ sagte Röschen leise und schmeichelnd. Philipp rieb sich die blonden Haare auf dem Wirbel herum, damit sie nicht zu Berge stehen sollten.

„Höre, Philipp, bist du es nicht gewesen,“ sagte Röschen ängstlich, „so glaube ich dir alles Unglaubliche, das du mir gesagt hast,— so ist es Prinz Julian in deinen Kleidern gewesen.“

Das hatte Philipp schon lange geahnet, und er rief: „Der Spitzbube! Er hat mich um deine Küsse bestohlen. Nun begreif ich! Nur darum gab er mir seine Maske, nur darum wollte er auf eine halbe Stunde Ich sein!“ Und nun fiel ihm die Maske ein, die ihm von der Opernsängerin Rollina, dann von Röschen erzählt hatte, und er erneuerte sein Verhör strenger als vorher; ob und wie sie den Prinzen vorher gesehen? ob ihr nicht ein Mann aufgefallen sei, ein vornehmer Herr, der ihr beim Kirchengehen nachgeschlichen sei, oder der sich im Milchgäßchen Geschäfte gemacht habe? oder sonst Jemand zu ihrer Mutter gekommen sei, um sie mit Geld und Wohlthaten in ihrer Verlassenheit zu unterstützen?

Röschens Antworten fielen sämmtlich so beruhigend aus, und trugen so sehr das Gepräge der unbefangensten Unschuld, daß Philipps Herz wieder leicht ward. Er warnte sie vor

den Schleichern und vor der Barmherzigkeit der Vornehmen, und Röschen hinwieder warnte ihn vor den Gefahren der Maskenbälle und allen Abenteuern mit Frauenzimmern hohen Standes, durch welche mancher junge Mensch schon recht unglücklich gemacht worden sei.— Man vergab sich alle in der Unwissenheit begangenen Sünden, und Philipp stand im Begriff, den Kuß einzufordern, der ihm bestimmt gewesen, und den er nicht empfangen hatte — als das Pärchen im besten Augenblicke durch eine fremde Erscheinung unterbrochen wurde.

Es kam im vollen Lauf und Sprung ein Mensch gegen sie gerannt, der odemlos bei ihnen stehen blieb. An Mantel, Stange, Hut und Horn erkannte Philipp sogleich seinen Mann. Dieser hingegen suchte den Maskenträger. Philipp reichte ihm den Hut und Seidenmantel und sagte: „Gnädigster Herr, hier Ihre Sachen. In dieser Welt tauschen wir die Rollen nicht wieder mit einander; ich käme zu kurz dabei!"

Der Prinz rief: „Nur geschwind, nur geschwind!" warf die nachtwächterliche Amtstracht von sich in den Schnee, band die Larve und den Mantel um, und setzte den Hut auf. Röschen sprang erschrocken zurück. Philipp bedeckte sich mit seinem alten Filz und Mantel und nahm Stange und Horn.

„Ich habe dir ein Trinkgeld versprochen, Kamerad," sagte der Prinz, „aber so wahr ich lebe, ich habe meinen Geldbeutel nicht bei mir."

„Den habe ich!" antwortete Philipp und hielt ihm die Börse hin: „Sie gaben ihn meiner Braut da — aber, gnädigster Herr, wir verbitten uns Geschenke der Art."

„Kamerad, behalte was du hast, und mache dich geschwind aus dem Staube; es ist für dich hier nicht geheuer!" rief der Prinz eilig, und wollte davon. Philipp hielt ihn am Mantel fest: „Gnädiger Herr, wir haben noch Eins abzuthun!"

„Flieh', sag' ich dir, Nachtwächter! Flieh', man stellt dir nach."

„Ich habe keine Ursache zu fliehen, gnädigster Herr. — Aber ich habe Ihnen hier Ihre Börse—"

„Die behalte. Lauf, was du kannst."

„Und einen Wechsel des Marschalls Blankenschwerd von fünftausend Gulden zuzustellen."

„Der Hagel, wie kommst du mit dem Marschall Blankenschwerd zusammen, Nachtwächter?"

„Er sagte, es sei eine Spielschuld, die er Ihnen zu zahlen habe. Er will diese Nacht noch mit seiner Gemahlin auf seine polnische Güter."

„Bist du toll? Woher weißt du das? Wo gab er dir die Verrichtungen an mich?"

„Gnädigster Herr, und der Finanzminister Bodenlos will bei Abraham Levi alle Ihre Schulden zahlen, wenn Sie sich für ihn beim König verwenden wollen, daß er im Ministerium bleibe."

„Nachtwächter, du bist vom hellen Teufel besessen!"

„Ich habe ihn aber in Hochdero Namen abgewiesen!"

„Du den Minister?"

„Ja, gnädigster Herr; hingegen habe ich die Gräfin Bonau mit dem Kammerherrn Pilzow wieder vollkommen versöhnt."

„Wer von uns beiden ist ein Narr?"

„Noch Eins. Die Sängerin Rollina ist eine gemeine Metze, gnädigster Herr. Ich kenne deren Liebesgeschichten. Sie sind der Betrogene. Darum hielt ich es für Ihre königliche Hoheit unwürdig, sich mit ihr einzulassen, und habe für diese Nacht das Abendmahl bei ihr abbestellt!"

„Die Rollina? Wie kamst du zu der?"

„Noch eins. Der Herzog Hermann ist fürchterlich gegen Sie aufgebracht wegen der Kellergeschichte. Er wollte Sie beim König verklagen."

„Der Herzog? Wer hat denn dir das Alles erzählt?"

„Er selbst. Sie sind noch nicht sicher. Zum König aber geht er nicht mehr, denn ich drohte ihm mit dem Zettel, den er dem Bäckermädchen gab. Hingegen wollte er sich mit Ihnen auf Tod und Leben schlagen. Nehmen Sie sich in Acht vor ihm."

„Eins sage mir: weißt du, woher der Herzog weiß, daß ich—"

„Er weiß Alles von der Marschallin Blankenschwerd; die hat es ihm ausgeplaudert, und daß sie als Hexe bei dem Gaukelspiel gesessen."

Der Prinz nahm den Philipp beim Arm und sagte: „Spaßvogel, du bist kein Nachtwächter!" Er drehte ihm das Gesicht gegen eine aus der Ferne herschimmernde Laterne, und erschrack, da er einen ihm vollkommen fremden Menschen sah.

„Bist du vom Satan besessen, oder ... Wer bist du denn?" fragte Julian, der vor Schrecken ganz nüchtern geworden war.

„Ich bin der Gärtner Philipp Stark, Sohn des Nachtwächters Gottlieb Stark!" antwortete Philipp ruhig.

13.

„Nun ja, den suchen wir eben! Halt, Bursch!" riefen mehrere Stimmen, und Philipp, Röschen und der Prinz sahen sich plötzlich von sechs handfesten Dienern der löblichen Polizei umringt. Röschen that einen lauten Schrei. Philipp ergriff des erschrockenen Mädchens Hand und sagte: „Fürchte dich nicht!" Der Prinz klopfte dem Philipp auf die Achsel und sagte: „Es ist ein dummer Streich. Ich sagte dir nicht vergebens, du solltest dich zur rechten Zeit davon machen. Aber fürchte dich nicht; es soll dir nichts widerfahren."

„Das wird sich hintennach ergeben!" versetzte einer der Handfesten: „Einstweilen wird er mit uns kommen."

„Wohin?" fragte Philipp: „Ich bin in meinem Dienst; ich bin der Nachtwächter."

„Das haben wir schon gehört, und eben deswegen kommt Ihr mit uns."

„Laßt ihn gehen, ihr Leute!" sagte Julian, und suchte in den Taschen nach Geld. Da er nichts fand, flüsterte er Philippen heimlich zu, ihnen aus der Börse zu geben. Die Handfesten aber rissen beide aus einander und riefen: „Fort! Hier werden keine Abreden mehr genommen. Auch die Maske ist verdächtig und muß mit uns!"

„Die nicht!" sagte Philipp: „Ihr wollt den Nachtwächter; der bin ich. Könnet ihr verantworten, mich aus meinen Berufsgeschäften zu nehmen, so führet mich, wohin es euch beliebt. Diesen Herrn aber laßt gehen."

„Das ist nicht Eure Sache, uns zu lehren, wen wir für verdächtig halten sollen!" versetzte einer der Polizeidiener: „Marsch, Alles mit uns!"

„Auch das Frauenzimmer?" rief Philipp: „Ich will nicht hoffen."

„Nun, das Jüngferchen mag gehen. Für sie haben wir keinen Verhaftsbefehl. Aber Namen und Gesichtchen müssen wir für den Nothfall kennen, und den Aufenthalt."

„Es ist die Tochter der Wittwe Bittner im Milchgäßchen!" sagte Philipp, und ärgerte sich nicht wenig, als die Kerls alle das Gesicht des weinenden Röschens gegen den Schein der fernen Straßenlaterne drehten und begafften.

„Geh' heim, Röschen!" sagte Philipp: „Geh' heim; fürchte nichts für mich. Ich habe ein gutes Gewissen."

Röschen aber schluchzte laut, daß es selbst den Polizeidienern Mitleid einflößte. — Der Prinz wollte diesen Umstand benutzen, um durch einen Sprung zu entkommen. Aber von den Handfesten einer war noch ein besserer Springer, stand mit einem Satz vor ihm und sagte: „Hollah! der hat ein schlechtes Gewissen; er muß mit uns. Vorwärts, marsch!"

„Wohin?" fragte der Prinz.

„Direkte und schnurgeraden Weges zu Seiner Exzellenz dem Herrn Polizeiminister."

„Hört, Leute," sagte der Prinz sehr ernst, doch leutselig — denn ihm war in dieser Geschichte gar nicht wohl zu Muth, weil er eben sein Nachtwächterstückchen nicht verrathen wissen wollte: „Hört Leute, ich bin in diesem Augenblick nur sehr zufällig zu diesem Nachtwächter gekommen; ihr habt mit mir nichts zu schaffen. Ich bin vom Hofe. Untersteht ihr euch, mich zu zwingen, mit euch zu gehen, werdet ihr euern Irrthum bereuen und morgen bei Wasser und Brod im Thurme sitzen."

„Laßt den Herrn von Gotteswillen gehen, Leute!" rief Philipp: „Verlasset euch auf mein Wort, es ist ein großer Herr, der euch euern Dienst garstig versalzen kann. Es ist ..."

„Schweig!" rief Julian: „Es soll Niemand aus deinem Munde erfahren, wer ich bin,

wenn du allenfalls errathen hättest, wer ich sei. Hörst du, Niemand! Niemand, sage ich dir, es komme, wie es wolle. Hörst du?"

„Wir thun unsere Schuldigkeit!" entgegnete ein Polizeidiener: „und dafür setzt uns Keiner in den Thurm. Das könnte aber am Ende wohl dem Herrn in der Maske selbst widerfahren. Wir kennen dergleichen Sprachen schon und fürchten solche Drohungen nicht. Vorwärts, marsch!"

„Leute, nehmt Vernunft an!" rief Philipp: „Es ist ein sehr angesehener Herr am Hofe."

„Und wenns der König selber wäre, müßte er mit uns; das ist unsere Pflicht; er ist verdächtig!" gab Einer zur Antwort.

„Ei ja, rief ein Anderer, große Herren am Hofe haben wohl mit Nachtwächtern und Euresgleichen heimliche Dinge abzuthun und, wie verhin, einander in die Ohren zu zischeln."

Während man noch des Prinzen wegen hin und her stritt, kam ein Wagen, achtspännig, mit brennenden Fackeln voran, daher gefahren, an der Kirche vorbei. „Halt!" rief eine Stimme im Wagen, als dieser eben an dem Haufen der Polizeidiener war, welche den Prinzen umringt hielten.

Der Wagen stand. Der Kutschenschlag öffnete sich. Ein Herr sprang heraus im Ueberrock, mit einem glänzenden Stern darauf, und ging zu der Menschengruppe. Er stieß die Polizeibeamten zurück, betrachtete den Prinzen von oben bis unten, und sagte: „Richtig! Erkannte ich doch gleich den Vogel an seinen Federn vonweitem. Maske, wer sind Sie?"

Julian wußte nicht, wohin sich in seiner Verlegenheit drehen und wenden, denn er erkannte den Herzog Hermann.

„Antworten Sie mir!" rief der Herzog mit donnernder Stimme. Julian schüttelte den Kopf und winkte dem Herzog, sich fortzubegeben. Dieser aber ward noch erpichter, zu wissen, mit wem er es auf dem Balle zu thun gehabt habe. Er fragte die Polizeibeamten. Diese standen mit entblößten Häuptern um den Herzog und sagten: sie hätten Befehl, den Nachtwächter unmittelbar zum Polizeiminister zu führen; der Wächter habe gottlose Verse gesungen, wie sie mit ihren eigenen Ohren gehört; sei ihnen aber durch Kreuz- und Quergassen entsprungen; hier nun, bei der Kirche, hätten sie ihn in vertraulichem Gespräche mit der Maske ertappt, die ihnen beinahe verdächtiger schiene, als der Nachtwächter selbst. Die Maske habe sich für einen Herrn vom Hofe ausgeben wollen, allein das sei offenbare Windbeutelei. Sie hätten daher für Schuldigkeit gehalten, die Maske zu arretiren.

„Der Mensch ist nicht vom Hofe!" erwiederte der Herzog: „darauf könnet ihr sicher gehen; ich gebe euch mein Wort. Er hat sich unerlaubter Weise auf dem Balle eingeschlichen und Jeden glauben gemacht, er sei Prinz Julian. Er hat sich mir endlich entlarven müssen, da er auch mich betrogen, und mir entwichte. Es ist ein unbekannter Mensch, ein Abenteurer. Ich habe es dem Oberhofmeister gemeldet. Ihr Leute führet ihn fort zum königlichen Palast, ihr habt einen guten Fang gethan."

Mit diesen Worten drehte sich der Herzog um, stieg in den Wagen, rief noch einmal zurück: „Laßt ihn nicht entkommen!" und fuhr davon.

Der Prinz sah sich verloren. Den Polizeidienern sein Gesicht zu zeigen, hielt er für unschicklich; durch diese wären seine Genieſtreiche allzustadtkundig geworden. Minder Gefahr lief er, wenn er vor dem Oberhofmeister oder dem Polizeiminister die Larve abzog. Also rief er entschlossen: „Meinethalben! Kommt!"

Sie gingen. Röschen sah ihnen weinend nach.

14.

Philipp hätte beinahe an Hexerei glauben mögen, oder daß er träume. Denn so verworren und bunt es in dieser Nacht zuging, war's ihm in seinem Leben noch nicht ergangen. Er hatte sich eigentlich keine Vorwürfe zu machen, als daß er mit dem Prinzen die Kleider getauscht, und dann, wider seinen Willen, dessen Rolle auf dem Ball gespielt hatte. Da aber der Prinz vermuthlich die Nachtwächterrolle ebenfalls nicht in der Regel gespielt haben mochte—denn warum mußte er sich als Nachtwächter verhaften lassen?—hoffte er bei diesem Gnade zu finden.

Beim Palaste schlug dem armen Philipp das Herz stärker. Man nahm ihm Mantel, Horn und Stange ab. Der Prinz sprach mit einem vornehmen Herrn einige Worte. Sogleich wurden die Polizeidiener weggeschickt; der Prinz ging die Stiegen hinauf, und Philipp mußte folgen. „Fürchte dich nicht!“ sagte Julian und verließ ihn. Philipp wurde in ein kleines Vorzimmer geführt, wo er lange allein blieb.

Endlich kam ein königlicher Kammerdiener und sagte: „Kommt mit mir. Der König will Euch sehen.“

Philipp war fast außer sich vor Schrecken. Seine Knie wurden schwach. Er ward in ein schönes Zimmer geführt. Da saß der König lachend an einem kleinen Tische. Neben ihm stand der Prinz Julian ohne Larve. Sonst war Niemand im Zimmer.

Der König betrachtete den jungen Menschen eine Zeit lang, und wie es schien mit einer Art Wohlgefallen.

„Erzähle mir Alles genau,“ sagte der König zu ihm, „was du in dieser Nacht gethan hast.“

Philipp gewann durch die leutselige Anrede des ehrwürdigen Monarchen wieder Muth, und beichtete haarklein, was er gethan und erlebt hatte, von Anfang bis zu Ende. Doch war er klug und bescheiden genug, das zu verschweigen, was er in seiner Prinzenrolle von den Höflingen gehört hatte, und wodurch Julian hätte in Verlegenheit gesetzt werden können. Der König lachte bei der Erzählung einige Mal laut auf; dann that er noch einige Fragen über Philipps Herkunft und Beschäftigung, nahm ein paar Goldstücke vom Tische, gab sie ihm und sagte: „Nun geh' du, mein Sohn, und warte deines Berufs. Es soll dir nichts Leides geschehen. Aber entdecke keinem Menschen, was du in dieser Nacht getrieben und erfahren hast. Das befehle ich dir. Nun geh'!“

Philipp fiel dem König zu Füßen und küßte dessen Hand, indem er einige Worte des Dankes stammelte. Als er wieder aufstand, um fortzugehen, sagte Prinz Julian: „Ich bitte unterthänigst, daß Ihre Majestät dem jungen Menschen erlauben wollen, draußen zu warten. Ich habe ihm für das Ungemach, das ich ihm diese Nacht verursachte, noch eine kleine Schuld abzutragen.“

Der König nickte lächelnd mit dem Kopfe, und entfernte sich.

„Prinz!“ sagte der König, und warnte drohend mit dem aufgehobenen Finger: „Ein Glück für Sie, daß sie mir die Wahrheit sagten! Ich will auch diesmal noch Ihren wilden, albernen Possen Verzeihung widerfahren lassen. Sie hätten Strafe verdient. Noch einmal solch' einen Pagenstreich, und ich werde unerbittlich sein. Nichts wird Sie dann entschuldigen. Die Geschichte mit Herzog Hermann muß ich noch näher kennen. Gut, wenn er fortgeht; ich mag ihn nicht. Von dem, was Sie über den Polizei- und Finanzminister sagten, erwarte ich ebenfalls Beweise. Gehen Sie jetzt, und geben Sie dem jungen Gärtner ein Trinkgeld. Er hat in Ihrer Maske vernünftiger gehandelt, als Sie in der seinigen.“

Der Prinz verließ den König. Er legte in einem Nebenzimmer den Ballanzug ab, den Ueberrock an, ließ Philippen rufen und befahl ihm, mit ihm in seinen Palast zu gehen. Hier mußte Philipp Alles, was er als Stellvertreter Julians auf dem Ball vernommen und gesprochen, Wort für Wort erzählen. Philipp gehorchte. Julian klopfte ihm auf die Schulter und sagte: Höre, Philipp, du bist ein gescheuter Kerl. Dich kann ich gebrauchen. Ich bin zufrieden mit dir. Was du in meinem Namen dem Kammerherrn Pilzow, der Gräfin Bonau, dem Marschall und seiner Frau, dem Oberst Kalt, dem Finanzminister und den Uebrigen gesagt, finde ich ganz vernünftig, und ich will es ansehen und halten, als hätte ich es selbst gesagt. Dagegen mußt du zu den Versen stehen, die ich in deinem Namen als Nachtwächter gesungen habe. Du wirst zur Strafe deines Nachtwächterdienstes entsetzt werden; das laß dir gefallen. Dafür mache ich dich zum Schloßgärtner bei mir. Ich übergebe dir meine Gärten von den beiden Schlössern Heimleben und Quellenthal. Das Geld, welches ich deiner Braut gegeben, soll ihre Aussteuer bleiben, und den Wechsel des Marschalls Blankenschwerd löse ich auf der Stelle bei dir mit fünftausend Gulden ein. Jetzt geh', diene mir treu und führe dich gut auf.“

15.

Wer war glücklicher, als Philipp! Er flog in vollem Sprung zu Röschens Haus. Noch war Röschen nicht zu Bette; sie saß mit ihrer Mutter am Tisch und weinte. Er warf die volle Börse auf den Tisch und sagte odemlos: „Röschen, das ist deine Aussteuer! und hier fünftausend Gulden, die sind mein. Ich habe als Nachtwächter Fehler gemacht; dafür verliere ich die Anwartschaft auf des Vaters Dienst, und übermorgen ziehe ich als Schloßgärtner des Prinzen Julian nach Heimleben, und Ihr, Mutter, und Röschen müsset mit mir nach Heimleben. Mein Vater und meine Mutter müssen auch mit mir. Ich kann euch nun wohl alle ernähren. Juchheh! Gott gebe allen Leuten ein solch' gutes Neujahr!"

Mutter Bittner wußte nicht, ob ihren Ohren trauen, bei Philipps Erzählung, und ihren Augen beim Anblick des vielen Geldes. Aber als Philipp ihr Alles und wie es gekommen, doch eben nicht mehr als zu wissen nöthig war, erzählt hatte, stand sie schluchzend auf, umarmte ihn mit Freuden und legte dann ihre Tochter an sein Herz. Nun lief oder tanzte die freudetrunkene Frau im Zimmer herum, fragte: „Wissen das Alles auch dein Vater und deine Mutter schon?" und da es Philipp verneinte, rief sie: „Röschen, mache Feuer an, thue Wasser über, koche einen guten Kaffee für unser Fünf!" nahm ihr wollenes Mäntelchen, wickelte sich hinein und ging zum Hause hinaus.

Röschen aber vergaß an Philipps Herzen Feuer und Wasser. Sie standen noch in fester Umarmung, als Frau Bittner zurückkam, begleitet vom alten Gottlieb und Mutter Käthe. Die umringten segnend ihre Kinder; Mutter Bittner, wollte sie Kaffee, mußte ihn selber kochen.

Daß Philipp den Nachtwächterdienst einbüßte, daß Röschen nach vierzehn Tagen seine Frau ward, daß beide mit ihren Aeltern nach Heimleben zogen – das gehört nicht zum Abenteuer der Neujahrsnacht, welches Niemanden verderblicher ward, als dem Finanzminister Bodenlos. Man hat auch seitdem nicht gehört, daß Prinz Julian ähnliche Geniestreiche gemacht habe.

Fünfzig Tage auf dem Schlachtfelde von Borodino.

Nach einer mündlichen Erzählung eines Invaliden aus dem Pariser Invalidenhospitale.

Fünfunddreißig Jahre alt brach ich, die Muskete auf der Schulter, mit der großen Armee zu dem verhängnißvollen Zuge nach Rußland auf. Ich theilte mit der ganzen Armee die dumpfe, trübe Stimmung, als wir nach Uebergang über den Niemen durch ungeheuere, düstere Waldstrecken zogen, ohne Freund und, was gleich mißlich war, ohne Feind: ich theilte mit der ganzen Armee das glühende Verlangen nach einer Schlacht, und den Aerger, unsere Hoffnung von Tag zu Tag getäuscht zu sehen. Endlich erschien der ersehnte Tag, der 7. September. Mein Regiment war der Division des Prinzen Eugen am linken Flügel zugetheilt; wir hatten Borodino zu nehmen. Nach einem heißen Kampfe hatten wir den Feind mit gefälltem Bayonett hinausgeworfen und den Ort erstürmt. Ohne den Erfolg der Unternehmung Poniatowski's am rechten Flügel abzuwarten, überschritten wir die Kaluga und verfolgten, unter dem Feuer einer ganzen Reihe von Batterien und verschanzten Redouten, den Feind gegen die Höhen von Gorka.

Von vielen Schüssen getroffen fiel ich zu Boden. Von den ferneren Schicksalen meines Regiments weiß ich nichts aus eigener Erfahrung. Alles, worauf ich mich erinnern kann ist, daß ich während des weitern Kampfes ni-

ganz besinnungslos da lag. Ich schien in einen tiefen, dumpfen Schlaf versunken, in welchem ich jedoch ein wirres, wildes Getöse vernahm, als ginge die Werkstätte der Natur in grausamer Verwirrung zu Grunde. In diesem Zustande vermochte ich nicht den Flug der Zeit zu bemerken. Endlich brachte mich das sanfte Rieseln eines kühlenden Regens wieder zum Bewußtsein; es war Abend, dem furchtbaren Schlachtgetöse war eine tiefe Stille gefolgt. Ich lag an einen Haufen Leichen gelehnt; die ganze Fläche um mich war mit Leichnamen, Helmen, Schwertern, Musketen, blutigen Fahnen, zertrümmerten Laffeten besäet; so weit mein Auge reichte, kein Zeichen von Leben, alles kalt und trostlos. Ungeheure, düstre Waldungen begränzten den Horizont; am Himmel hingen schwere Wolken.

Meine Lage war entsetzlich. Ich erstaunte jetzt über die Kaltblütigkeit, mit der ich meine Lage betrachtete. Eine Kanonenkugel hatte mir beide Füße abgerissen, auf der Brust und dem Kopfe hatte ich eine Menge Wunden, eine Flintenkugel hatte mir die Stirn durchfurcht und ein Bayonettstich die Seite zerrissen. Anfangs griff ich nach einer Waffe herum, um meinen Leiden mit einemmal ein Ende zu machen; doch die Entkräftung in Folge des starken Blutverlustes hinderte mich an der Ausführung, ich sank matt zurück. Als ich ruhiger geworden, entschloß ich mich, vom natürlichen Lebenstrieb geleitet, alles Mögliche aufzubieten, um mein Dasein zu fristen.

Die Nacht hatte sich auf die Erde gesenkt, ich sah in der Richtung gegen Moskau hin in weiter Ferne die Bivouak-Feuer der französischen Armee flimmern, wie sie nach einander angezündet wurden.

Bald verfiel ich in dumpfen Schlaf, aus dem mich erst gegen Morgen ein kalter Regen weckte. So weit mein Auge reichte, erblickte es nichts als Schlachtentrümmer—Kanonen, verbrannte Häuser, Waffen, Todte und Verwundete, von denen einige sich aufzurichten strebten, andere sich dem Nachtrab der Armee nachzuschleppen suchten, andere sitzend starr um sich blickten und die Namen ihrer Heimath oder ihrer Mutter stammelten, oder schweigend mit kalter Gleichgültigkeit die Todesstunde erwarteten. Russen und Franzosen waren bunt durch einander gemengt, ohne sich um einander zu kümmern. Als der Morgen anbrach, durchstöberten ganze Banden von Marauders das Schlachtfeld; gefährliches Gesindel, welches gewöhnlich den Armeen nachzieht. Ich war so glücklich, ihren Nachforschungen zu entgehen, indem ich mich todt stellte; doch als darauf einige Truppenabtheilungen erschienen, um die Verwundeten aufzusuchen, die noch Lebenshoffnung hatten, machte ich alle möglichen Anstrengungen, um ihre Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen. Vergebens; sie nahten nicht dem Orte, wo ich in angstvoller Erwartung lag. Ich versank endlich in eine lange Ohnmacht. Als ich gegen Abend aus dieser erwachte, richtete ich mich mit der äußersten Anstrengung auf, riß Stücke von den Kleidern meiner Gefährten ab und verband damit meine Wunden. Durch den vielen Blutverlust und die lange Entbehrung von Speise war ich ganz entkräftet.— Glücklicherweise hatte der Regen neben mir einen kleinen Pfuhl gebildet, aus dem ich mit meinem Tschako Wasser schöpfte und begierig trank. Sogleich fühlte ich mich ein wenig erquickt und begann auch Hunger zu verspüren. — Mein Tornister enthielt blos zwei Stücke Zwieback, von denen ich jetzt nur ein halbes zu verzehren vermochte. Darauf zog ich einen Reitermantel, der nahe bei mir lag, heran und hüllte mich in denselben, um unter dieser Decke die Nacht zuzubringen. Kaum hatte ich jedoch dies getyan, als ein Blitz die Nacht erleuchtete und ein heftiger Donnerschlag einen nahenden Sturm verkündete. Um nicht bis auf die Haut durchnäßt zu werden, spähte ich nach einem Obdach herum und fand bald eines—ein höchst sonderbares. Es war der Bauch eines Pferdes, der durch eine Kanonenkugel aufgerissen war. So ekelhaft ein solches Obdach bei jeder Gelegenheit scheinen mag, fühlte ich mich glücklich, daß ich es gefunden. Auf eine Hand gestützt, reinigte ich mit der andern den Bauch so viel als möglich von den Eingeweiden und kroch darauf in denselben. Noch war ich nicht fertig, als der Himmel alle seine Schleusen öffnete und unter Blitzen und furchtbarem Donnergekrache ein kalter, schauriger Regenguß herabstürzte. Wie

ich bei diesem Toben der Elemente schlafen konnte, begreife ich nicht. Als ich wieder erwachte, hatte sich der Sturm gelegt und ich hörte das Geheul eines Rudels Wölfe, die vom Hügel herab auf das Leichenfeld zu rannten. Ich zog mich in meine widrige Behausung so weit als möglich zurück und suchte die Oeffnung, durch die ich hereingekrochen, zu schließen.— Bald rannten gegen fünfzig Wölfe an mir vorüber; einer von ihnen sprang auf die Pferdeleiche, die mich barg, und ich konnte seine Stärke nach dem Gewichte seiner Tritte ermessen. Doch ihres Bleibens war nicht hier; bald hörte ich ihr Geheul in der Ferne verhallen.

Jeder Tag quälte mich mit neuen Besorgnissen. Was meine Lage am furchtbarsten machte, war der zunehmende Gestank von den verfaulenden Leichen. Die Luft selbst schien dick und schwer zu werden und mit einem erstickenden Gewichte die Lungen zu drücken. Ich athmete mit Ekel. Ein kalter, blauer Dunst lag auf dem Leichenfelde; ringsum erblickte mein Auge die scheußlichsten Gegenstände.

Die Wirkung dieser bösen Dünste war eine dumpfe Schläfrigkeit und Abspannung; ich ermangelte aller Kraft aus dem stinkenden Aase zu kriechen, das früher mein Schutz, jetzt mein Sarg zu werden drohte. Glücklicherweise ergriff mich ein unbezwinglicher Hunger. Gezwungen in einer Hinsicht, wilden Thieren gleich zu leben, verschmähte ich es nicht, sie in andern Stücken nachzuahmen, und nahm zu einem Mittel die Zuflucht, gegen das sich jetzt meine ganze Natur erhebt; ich riß mit den Zähnen Stücke von dem todten Pferde los und verschlang sie gierig. — Ein heftiger Anfall von Schwäche war die Folge davon; doch schien dieselbe mein Blut in Bewegung zu setzen und mein Gehirn von dem dumpfen Drucke zu befreien. Ich erkannte nun das Gräßliche meiner Lage und die höchste Nothwendigkeit, meine ekelhafte Wohnung auf jede Gefahr hin unverzüglich zu verlassen. Ich kroch heraus, nahm eine Muskete auf den Rücken, steckte meine zwei Pistolen in den Gurt, der auch ein Schwert hielt, und füllte meinen Torniſter mit Kartätschen; darauf begann ich gegen die Hügel von Gorka zu kriechen. Wer kann die Mühsal dieser Reise schildern. Entkräftet, aller Nahrung entbehrend, mußte ich alle hundert Schritte einige Mal ausruhen.

Endlich erreichte ich einen Platz, wo die Leichenhaufen aufzuhören schienen; ich frohlockte schon, als eine ungewöhnliche Scene meinen Augen begegnete. Ich sah die Leiche eines Mädchens, das über dem Leichnam eines jungen Soldaten hingestreckt lag, die Hände fest um seinen Nacken geschlungen und das Antlitz in seinen langen Haaren bergend. Ein eigenes Gefühl erwachte in mir; es war halb Mitleid, halb Neugier, ob ich sie zu erkennen vermöchte, was mich zu den Leichen hinzog. Mit großer Mühe gelang es mir, ihre Arme aufzuschlingen und ihr Gesicht gegen mich zu wenden; es war ganz abgemagert, aber bewahrte Züge von großer Schönheit.

Ich glaubte einen leisen Seufzer von ihr zu vernehmen; eine genaue Beobachtung ihrer Mienen überzeugte mich, daß noch Leben in ihren Adern schlummerte. Bei der Hoffnung, einen Gefährten in meinen Leiden zu finden, schlug mein Herz hoch auf, meine Pulse gingen schneller. Ich drückte sie an meine Brust, und fühlte ein leises Pochen ihres Herzens. In einem der Torniſter, welche herumlagen, fand ich eine kleine Flasche Branntwein; ich träufelte ihr ein wenig davon in den Mund und rieb ihr die Schläfe damit: zu meiner Freude entfuhr ihr endlich ein langer, schwerer Seufzer, und sie begann regelmäßig, aber sehr schwach Athem zu holen. Ihren ganzen Leib erschütterte ein krampfhaftes Zittern. Nachdem sie einen Löffel voll Branntwein verschluckt hatte, schlug sie die Augen auf und stierte mit ängstlichem Staunen um sich.

„Wo bin ich?“ fragte sie, ihre starren Blicke auf mich heftend.

„Wir sind bei Borodino!“ erwiederte ich ihr: „könnet Ihr ein Streckchen gehen?“

„Seid ihr Charles?“ fragte sie. „Ich fürchte, Ihr seid nicht Charles!“

„Ja, ich heiße Charles!“

„Aber nicht mein Charles.“

„Ja, Euer Charles.“

Sie schüttelte ihr Haupt und blieb regungslos. Ich nöthigte sie, einige in Branntwein

getauchte Stückchen Zwieback zu essen. Dies stärkte sie. Sie erhob sich mit Anstrengung auf die Kniee, ohne daß ich ihr dabei behülflich sein konnte. Mit einem Blicke des innigsten Mitleidens sagte sie: „Und in diesem Zustande habt Ihr an mich gedacht? Was kann ich sagen? Wie soll ich Euch danken?"

Während dieser ganzen Zeit ward sie der Leiche des jungen Kriegers nicht gewahr, sondern hatte ihre Blicke fest auf mich geheftet. Dies erfreute mich sehr, denn ich fürchtete ihren Rückfall beim Anblick desselben. Daher beeilte ich mich vorwärts zu kriechen und bat sie, mir zu folgen. Sie erhob sich, aber schon nach einigen Schritten sank sie wieder in die Kniee und rutschte dann mit Hülfe der Hände weiter. So gelangten wir zu einem Gebüsch am Rande des kleinen Thales, in dessen Hintergrunde ich die Ruinen einer niedergebrannten Hütte gewahrte. Doch war ich zu ermattet, und meine Arme ganz aufgerissen und blutig; daher hielt ich es für unmöglich, die Brandstätte noch heute zu erreichen und beschloß unter einem Busche zu übernachten. Ich aß mit meiner Gefährtin einige Stückchen Zwieback, wozu wir ein wenig Branntwein tranken. Ich enthielt mich aller Frage, wer sie wäre und was sie herbrächte; unser Gespräch beschränkte sich auf unsere gegenwärtigen Gefühle. Sie war in einem höchst erschöpften Zustande, und als ich ihre glühenden Hände fühlte, begann ich zu fürchten, ich hätte sie nur zum Leben erweckt, um sie noch einmal sterben zu sehen. Nach einem Gebet für ihre u. meine Erhaltung hüllte ich den Mantel um uns beide. Bald waren wir beide entschlafen.

Mein Schlaf war sehr tief; beim Erwachen fühlte ich meine Glieder wie erstarrt, eine ungewöhnliche Last hemmte meine Bewegungen, eine scharfe, schneidende Kälte durchdrang mich bis in's Mark. Ich erhob mein Haupt und sah mit Entsetzen die ganze Gegend weit und breit mit Schnee bedeckt. Die letzten Flocken des Schneefalles wurden noch vom Winde in den Lüften herumgetrieben. Ich wandte mich zu meiner Gefährtin, ihr das neue Unglück mitzutheilen; sie schien noch zu schlafen, ich rüttelte sie sanft, ihre Arme waren starr. Mit einem Schrei des Entsetzens zog ich den Mantel von ihr ab: eine Leiche lag neben mir.

Nie werde ich den rasenden Schmerz vergessen, der mein Herz durchwühlte. In wenigen Stunden hatte ich eine mehr als väterliche Liebe zu ihr gefaßt; sie war das einzige Band, das mich an die übrige Menschheit knüpfte; alle bange Sorge, die ich für mich fühlte, hatte ich auf sie übertragen — und nun war sie mir entrissen. Ich preßte die Leiche an meine Brust, küßte ihre kalten Lippen, dann stürzte ich wie rasend auf den Schnee hin und fluchte der Stunde, wo ich geboren ward. Endlich wurde ich ruhiger, oder vielmehr stumpfer. Nachdem ich die Leiche mit Schnee bedeckt hatte, um sie vor Wölfen zu verwahren, kroch ich auf die zerstörte Hütte los, die ich endlich nach vielem Mühsale erreichte, und wo ich den übrigen Theil des Tages in einem dumpfen, trüben Zustande am Boden eines finstern Gemaches liegen blieb.

Beim Erwachen am andern Morgen erblickte ich eine schwarze Gestalt, die über den Schnee auf die Hütte losschritt. Bald erkannte ich, daß es ein Bär sei, der ohne Zweifel diese verfallene Hütte zu seinem Lager erwählt hatte. Sogleich entschloß ich mich, ihm dieselbe streitig zu machen. Mit Waffen und Munition war ich hinreichend versehen. Inzwischen war das Thier bis an die Stelle gekommen, wo ich die Leiche des Mädchens zurückgelassen hatte — Obwohl ich mir vorgenommen hatte, nicht eher zu feuern, als bis er hinreichend nahe sein würde, konnte ich mich dennoch nicht enthalten, meine Muskete loszudrücken, als er die Leiche mit seinen Tazen auszuscharren begann. Die Kugel traf; denn der Bär stieß ein wüthendes Geheul aus und stürzte auf die Hütte los.

Mein Verderben wäre unabwendbar gewesen, hätte ihm der Schuß nicht das Knie zerschmettert. Nach einigen Schritten stolperte er und rollte in den Schnee, so daß ich Zeit gewann, meine Muskete von Neuem zu laden und ihn mit einem Schuß zu tödten. Mit dem ganzen Stolze eines Jägers begann ich nach meiner Beute hinzukriechen, mit einer Pistole und dem Schwerte versehen. Trotz meiner Schwäche gelang es mir, mit dem Schwerte ein tüchtiges Stück von ihm loszuschneiden, das ich mir dann in der Hütte am Feuer einiger Holzstücke

briet und so ein königliches Mahl genoß, wobei ich — unvorsichtig genug — den letzten Schluck Branntwein aus der Flasche austrank.

Ein neuer, dichter Schneefall erinnerte mich, daß ich Vorkehrungen treffen müsse, um nicht durch mehre folgende Schneefälle in meiner Hütte eingeschlossen zu werden. Ich beschloß, einen Theil jedes Tages zu verwenden, den Schnee vor meiner Behausung wegzuscharren und so einen Pfad zu machen, auf welchem ich ein- und auskriechen konnte. Damit war ich eine ganze Woche beschäftigt, denn jeder frische Schneefall nöthigte mich, meine Arbeit von Neuem zu beginnen.

Um diese Zeit fühlte ich wieder Mangel an Mundvorrath. Der Bärenbraten war aufgezehrt, ich beschloß daher eine neue Expedition zu dem erlegten Bären. Da alles unter tiefem Schnee lag, so war es mir nicht leicht, das Gesuchte zu finden. Während ich herumsuchte, ward mir plötzlich ein überraschend erfreulicher Anblick. Eine Truppe Soldaten, deren ganze Haltung die Franzosen erkennen ließ, marschirte über die Fläche. Thränen traten mir in die Augen; ich versuchte zu schreien, obwohl sie eine Meile entfernt waren; doch alle Anstrengungen waren vergebens, Seufzer erstickten meine Stimme, und ich sah sie in einer Schlucht verschwinden, ehe ich an das einzige Mittel, das mir zu Gebote stand, um ihre Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen, gedacht hatte. Zu spät machte ich davon Gebrauch; doch war wieder ein Hoffnungsschimmer in meiner Brust aufgewacht, und ich begann mit neuer Lebenslust nach dem Bären herumzusuchen. Diesmal schnitt ich ein größeres Stück ab, als letztlich, doch fand ich, daß mein Holzvorrath bald ausgehen würde, wenn ich mir mein Fleisch jedesmal braten wollte; daher beschloß ich, die wilden Nationen des Nordens nachzuahmen, und mein Fleisch roh oder gefroren zu essen. — Als ächter Soldat würzte ich es mit Pulver. — Nur dann und wann machte ich ein Feuer an und hielt einen Schmaus von geröstetem Bärenfleisch.

Meine Lage wurde von Tag zu Tag schlimmer. Die Kälte wurde immer schärfer, so daß sich meine Hände mit Frostbeulen bedeckten und meine Wunden ein drohendes Aussehen bekamen; auch nahm meine Schwäche bedeutend zu. Wie lange ich in diesem Zustande lebte, kann ich nicht sagen, denn ich berechnete nicht die Zeit.

Eines Morgens, ehe es noch dämmerte, erschütterte plötzlich eine furchtbare Explosion die Lüfte. Ich kroch heraus und erblickte einen großen Brand, der den östlichen Himmel wie ein Vulkan erleuchtete. War es möglich, daß der Krieg so nahe zu mir heranzog? Meine Hoffnung erwachte. Tagtäglich schleppte ich mich hinaus, um in die Ebene zu späten. Nach langem Harren und Hoffen erblickte ich endlich einen regellosen Zug von Reitern, die in der Richtung von Moskau herkamen. Bald war die ganze Fläche von einer Armee bedeckt, die Mann und Roß durcheinander in größter Verwirrung floh. Einige eilten an mir vorüber und bemerkten mich: ich erzählte ihnen in Kürze meine Schicksale; sie zuckten die Achseln, deuteten auf die Kosakenschaaren, welche die Seiten der fliehenden Armee umschwärmten, und eilten unaufhaltsam weiter. Andere hoben mich vom Boden, trugen mich eine Strecke, ließen mich aber dann in Verzweiflung liegen. Endlich lud mich mein Kamerad, Jacques Dupuis, von der jungen Garde auf einen Wagen, gerade fünfzig Tage nach jener Schlacht. — Seiner Sorgfalt habe ich es zu danken, daß ich alle Schrecken des unglücklichen Rückzuges überlebte. Er trug mich auf seinen Schultern über die Brücke der Beresina, wo tausend Kräftigere und vielleicht des Lebens Würdigere, als ich, elend zu Grunde gingen. Seine Sorgfalt verhütete es, daß ich nicht zu Willna zurückgelassen wurde; unter seiner Leitung endlich, setzte ich wieder über den Rhein, und in seine Arme sank ich ohnmächtig vor Freude, als ich mein liebes Vaterland wieder erblickte.

Anmerkung. Die hier erzählten Geschicke des Invaliden sind ganz wahr. Graf Segur erwähnt in seiner „Geschichte der großen Armee," daß ein Soldat, der auf obenerzählte Weise verstümmelt worden war, fünfzig Tage auf dem Schlachtfelde lebte, und zwar einen Theil dieser Zeit im Bauche eines Pferdes. Er wurde von der Armee auf dem Heimwege gefunden und mit vielen anderen Verwundeten auf einem Karren nach Frankreich gebracht.

Das Fünffrankenstück.

Mitternacht war vorbei, und die Braut war schon lange in ihrer Kammer gewesen, als der junge Bräutigam seinen Freunden entschlüpfte und die geheime Treppe ausfindig machte, wo eine vertraute Dienerin seiner Ankunft harrte, um ihn in das Gemach zu weisen. „Treten Sie ein," sagte Anna mit leisem Geflüster, „die gnädige Frau erwartet Sie." Der einstündige Ehemann öffnete die Thüre und warf sich vor einem jungen und schönen Weibe nieder. Sie saß neben dem Kamin, in dem eleganten Nachtanzug einer reichen Wittwe, in der eine zweite Heirath aufs neue Furcht und Hoffnung rege gemacht hatte. „Ich bitte dich, stehe auf," sagte sie, ihm die Hand reichend. „Nein, nein, theure Frau!" sagte der junge Mann, indem er ihre Hand ergriff und sie an seine Lippen preßte. „Nein, laß mich zu deinen Füßen liegen, und entziehe mir diese kleine Hand nicht, denn ich fürchte, du verschwindest und verlässest mich; ich fürchte, Alles ist ein Traum; ich komme mir vor wie der Held eines Feenmärchens, in dem Augenblick, wo ich Alles besitze, was ich wünsche, fürchte ich, die trügerische Fee möchte mit meiner Glückseligkeit entfliehen, um mit ihren Gespielinnen über meinen Schmerz und meine Verzweiflung zu lachen." — „Verbanne diese Furcht, theurer Friedrich! gestern war ich die Wittwe des Herrn von Melville, heute bin ich Frau Delatour, dein Weib; verscheuche dies Feenmärchen deiner Kindheit aus deiner Phantasie, denn ich habe dir kein Feenmärchen, sondern eine wahre Geschichte zu erzählen."

Friedrich Delatour hatte allen Grund zu glauben, daß ein übernatürliches Wesen die Leitung seines Geschicks übernommen habe; denn während des letzten Monats hatte, sei es durch Zufall oder durch Bestimmung, ein unerklärlicher Erfolg ihn reicher und glücklicher gemacht, als er sich je hätte wünschen können. Er war jung, erst fünfundzwanzig Jahre alt, allein in der Welt, und lebte mit der größten Selbstverleugnung und mit strenger Sparsamkeit; da hielt plötzlich eines Tages, als er in der Straße St. Honorius spazieren ging, ihm gegenüber ein glänzender Wagen an, ein elegant gekleidetes Frauenszimmer bog sich zum Schlag heraus und rief, scheinbar mit großer Aufregung, ihm zu: „Herr — Herr —". Er blieb stehn. Der Bediente sprang vom Wagen herunter, öffnete die Schlagthüre und lud, mit seinem Federhut in der Hand, den erstaunten Friedrich zum Einsteigen ein.

Dieser folgte, und befand sich auf diese Art, wie Zauberei, neben einem Frauenzimmer, das ebenso jung als schön war, und deren Anzug von Geschmack und Reichthum zeigte. Er hatte kaum Zeit sich umzusehn, ehe die Pferde wieder in vollem Trab davon fuhren. „Mein theurer Herr," sagte die Dame, welche ihn so entführte, mit dem süßesten Ton, den man sich denken mag — „ich habe ihren Brief erhalten, aber trotz Ihrer Ablehnung hoffe ich Sie morgen Abend wieder zu sehen in meiner kleinen Abendgesellschaft." „Mich Madame?" sagte Friedrich. „Ja mein Herr! — Sie — O, ich bitte tausendmal um Verzeihung für den Irrthum, den ich begangen habe," sagte die Dame mit scheinbarer Ueberraschung, „aber Sie gleichen so vollkommen einem meiner innigsten Freunde, daß ich Sie für ihn ansah. O, entschuldigen Sie mich, mein Herr; was müssen Sie von mir denken? aber die Aehnlichkeit ist so auffallend, daß sich jeder Andre an meiner Stelle ebenfalls getäuscht hätte." Ehe diese Erklärung zu Ende war, fuhr der Wagen in den inneren Hof eines prachtvollen Gebäudes ein, und Friedrich Delatour konnte nichts Geringeres thun, als der Frau von Melville aus dem Wagen helfen.

Nun war Frau von Melville, wie wir bereits

gesehn haben, schön, und keins von jenen unangenehm rothbäckigen, schwer auftretenden, langen Frauenzimmern, die, wenn sie lächeln, uns zweiunddreißig gewaltige Zähne weisen. Sie war eine Fränzösin, und ihr schönes, schwarzes Haar stach sehr vortheilhaft gegen ihre glänzend weiße Gesichtsfarbe ab, und ihre Korallenlippen ließen einen Schimmer von den weißesten Zähnen durchblicken. Friedrich Delatour, geblendet, wie er von so vielen Reizen war, glaubte leicht, daß ihn Frau von Melville für einen weniger glücklichen Sterblichen angesehen, und dankte seinen günstigen Sternen dafür, da es ihm Gelegenheit gab, die Dame kennen zu lernen, deren verbindliche und sehr schmeichelhafte Einladungen er ohne viel Sträubens annahm, und von der er, sonderbarer Weise, bald nicht allein ein bevorzugter Günstling, sondern auch einer der regelmäßigsten und willkommensten Tischgenossen ward. Die reiche Wittwe war umringt von Freiern, die Alle nach und nach verabschiedet wurden, und ehe vierzehn Tage vergingen, ließ die gnädige Frau den jungen Mann zu sich bescheiden. Sie machte den Heirathsantrag, und er, außer sich vor Liebe und Erstaunen, schlug ihn natürlich nicht aus.

Friedrich Delatour stand vor dem kleinen Spiegel in seinem bescheiden meublirten Arbeitszimmer und betrachtete sich von Kopf zu Fuß. Er war zwar keineswegs ein häßlicher Mann, aber schön konnte er sich auch nicht finden; sein Anzug war so, wie er einem Angestellten zukommt, der ungefähr so viel Thaler Gehalt bezieht, wie Tage im Jahre sind, und er konnte also sein Glück nicht seinem Schneider zuschreiben. Er vermuthete demnach, daß er bloß um seiner selbst willen geliebt werde, oder aber daß sich Frau von Melville in einer sonderbaren und unatürlichen Täuschung befinde. Als der Hochzeitstag ankam und der künftige Ehemann vor dem Notar stand, verdoppelte sich sein Erstaunen. Er sollte Millionen besitzen. Er sollte (so lautete der Vertrag) einen Landsitz in Burgund haben, ein Gut in der Normandie, ein Haus in der Straße St. Honorius in Paris, und verschiedene andere Güter und Gefälle, wovon er bis auf diesen Tag keine Sylbe gehört hatte. Frau von Melville hatte auch Reichthümer jenseits des Canals: Bergwerke in Wales und Waideland in Devonshire. Dies Alles war für den jungen Mann ein goldner Traum, aus dem er zu erwachen fürchtete. Der Maire hatte die Verbindung bestätigt und der Priester sie feierlich eingesegnet, bei alle dem wollte das Gefühl, daß es nur ein prachtvoller Traum sei, ihn selbst zu den Füßen seines ehelichen Weibes in der Brautkammer nicht verlassen—er drückte ihre Hand an seine Lippen, er faßte krampfhaft ihr spitzenbesetztes Nachtgewand, aus Furcht, daß alles verschwinden möchte.

„Steh' auf, theurer Friedrich," sagte sein Weib abermals, „setze dich neben mich auf jenen Stuhl, und laß mich dir erzählen." Der junge Mann that es, aber ohne die Hand seines Weibes fahren zu lassen, und Frau Delatour begann also: „Es war einmal —" „Himmel!" rief Friedrich aus, „ich irre mich also nicht, es ist, es ist ein Märchen." — „Höre mir zu, lieber Freund! — es lebte einmal ein junges Mädchen, dessen Familie einst reich gewesen war: als aber die Tochter in ihrem fünfzehnten Jahre stand, hatten sie kein anderes Unterhaltsmittel, als die tägliche Arbeit des Vaters. Sie lebten zu Lyon, und ich weiß nicht, was für Hoffnung sie hatten, ihre Lage dort zu verbessern, daß sie nach Paris zogen. Nichts ist so schwer, als ein verlorenes Vermögen wieder zu finden, den alten Platz in der Gesellschaft wieder einzunehmen, und sich wieder in dem Kreise zu bewegen, den man aufzugeben genöthigt war. Dieß erfuhr der Vater dieses armen Mädchens; denn nachdem er vier lange Jahre mit Armuth und Entbehrungen gekämpft hatte, starb er in einem Spital. Ihrer Mutter Tod erfolgte bald darauf, und das junge Mädchen blieb allein in einer traurigen Dachstube, mit einem langen Rückstande von Hausmiethe und in der schauerlichen Gesellschaft von zwei elenden leeren Betten, die das Gefühl des Grams und der Einsamkeit noch vermehren mußten. Wenn in meiner Geschichte eine Fee vorkäme, so müßte sie ohne Zweifel in diesem Augenblick erscheinen, aber es war kein Schatten von einer solchen da. Das junge Mädchen war unbekannt in Paris, ohne Geld, ohne einen Freund oder Beschützer, der sie hätte auf-

richten und unterstützen können, und Fremde bat sie vergeblich um Beschäftigung, die den Reichthum des Armen ausmacht. Zwar fehlte es nicht an Lockungen lasterhafter Menschen; aber es gibt Seelen, welche gleichsam instinktmäßig die Tugend lieben und die Sünde verabscheuen, und die ihrige war glücklicher Weise von diesem Gepräge. Indessen sie mußte doch essen, und der Hunger des Tages wuchs durch eine schlaflose Nacht, die einen zweiten Tag ohne Speise brachte. Du, Friedrich, hast eben eine Tafel verlassen, die unter der Last von Leckereien seufzt, wo kostbare Weine in den Bechern schäumten; und obgleich du erst gestern zum reichen Manne geworden bist, so hast du doch keine Vorstellung von dem tiefen Elend, von dem ich spreche, und du magst wohl erstaunt sein, daß ich, inmitten der uns umgebenden Pracht und wie wir hier auf großen mit Gold und Seide gestickten Stühle sitzen, eine solche Scene herauf beschwören kann — doch höre weiter."

„Hunger trieb dieses Mädchen zum Betteln, sie hüllte ihren Kopf in einen Schleier, der einst ihrer Mutter gehörte, und ihr einziges Erbtheil war; sie krümmte ihren Körper, um gebrechlich und alt zu scheinen, und ging aus ihrem Dachstübchen hinunter auf die Straße. Hier streckte sie ihre flehende Hand aus, leider war die Hand weiß und zart gestaltet, und es konnte gefährlich werden, sie zu zeigen; aber sie wickelte den groben Schleier um dieselbe, als wäre sie zu häßlich, um gesehen zu werden. Sie nahm ihren Standpunkt neben dem Eingang in einen Hofraum, fern von dem Licht der Straßenlaternen, und wenn dort ein junges und glückliches Mädchen vorbeiging [ach, jedes war wohl glücklicher als sie!], so hielt sie ihre Hand hin und bat nur um einen Kreuzer — um einen einzigen Kreuzer, um sich ein Brödchen kaufen zu können; aber des Abends denken die Mädchen in Paris an andere Dinge als Kreuzer wegzuschenken. Wenn sie einen alten Mann sich nähern sah, so wagte sie es, ihn um Hülfe anzuflehen; aber das Alter ist oft so hartherzig und filzig, und der alte Mann pflegte das Gesicht von ihr wegzuwenden und fürbas zu gehen. Der Abend war kalt und regnerisch gewesen, es fing an spät zu werden, und die Nachtwächter traten ihre Runde an, als das junge Mädchen, fast verschmachtend vor Hunger und Kummer, ihre Hand noch einmal ausstreckte — es galt einem jungen Mann, der stehen blieb, ein Geldstück aus seiner Tasche holte und es ihr in die Hand fallen ließ, als ob er sich fürchtete, so viel Elend zu berühren. Ein Polizeidiener, der ohne Zweifel das Mädchen beobachtet hatte, trat plötzlich heran und ergriff sie auf eine rohe Weise bei der Hand.

„Aha, hab' ich Euch?" sagte er, „so bettelt Ihr also auf der Straße? auf die Wache, altes Mütterchen!" Der junge Mann schlug sich sogleich ins Mittel, indem er ihre Partei mit der größten Wärme ergriff — er zog die Bettlerin am Arm bei Seite, an dem Arm, den er sich gefürchtet hatte, mit seinem Handschuh zu berühren, und sagte zugleich zum Polizeidiener: „Dieß Weib ist keine Bettlerin; es ist ein Irrthum, ich kenne sie." — „Aber, mein Herr —" sagte der Bettelvogt. — „Ich sage Ihnen, ich kenne sie und werde sie schützen," fuhr der junge Mann ernst fort. — „Gute Frau," sagte er darauf dem jungen Mädchen, das er für ein altes Weib hielt, ins Ohr: nehmt dieses Fünffrankenstück und laßt mich Euch in die nächste Straße begleiten, damit Ihr diesem Kerl, der Euch beobachtet, entgeht." Das Fünffrankenstück fiel aus deiner Hand in meine, und als wir unter einer Laterne weggingen, die ich bis dahin sorfältig vermieden hatte, sah ich dein Gesicht."

"Mein Gesicht?" rief Friedrich aus.

„Ja, mein theurer Friedrich, dein Gesicht; du warst es, der so meine Ehre und mein Leben rettete; du gabst der Frau v. Melville, deinem künftigen Weibe, ein Almosen von fünf Franken!" — „Du," sagte Friedrich, „jung, schön und reich, du eine Bettlerin?" — „Ja," antwortete Frau Delatour, „einmal war ich der Barmherzigkeit verschuldet, nur einmal, und dieß eine Mal der deinigen! Den Morgen nach diesem Tag voll Elend, welchen ich jetzt als den glücklichsten Tag meines Lebens betrachte, erbarmte sich eine gutherzige alte Frau meiner (und sie hat Ursache gehabt, die Stunde zu segnen, wo sie dies that,) und verschaffte mir eine Stelle als Nähterin in dem Geschäft eines reichen Herrn. Meine Munterkeit und mein

gutes Aussehen kehrten mit meiner Fähigkeit für meinen Unterhalt zu sorgen zurück, und ich ward bald die Busenfreundin der achtbaren Haushälterin."

„Eines Tages kam der Herr v. Melville in mein kleines Zimmer, als ich bei der Arbeit war, und setzte sich an meine Seite. Er war ein Sechziger, schlank, mager, kalt und zurückhaltend. „Fräulein," sagte er, „ich kenne Ihre Lebensgeschichte—wollen Sie mich heirathen?" —„Sie heirathen?" rief ich aus.—„Ja, mich heirathen," sagte er; „ich bin reich, und entschlossen, meinen Reichthum nicht auf meine unwürdigen Neffen zu vererben. Ich bin mit dem Podagra geplagt, und möchte mich lieber von einer Ehefrau als von bezahlten Dienern pflegen lassen. Wenn ich dem glauben darf, was ich in Bezug auf Sie höre, so besitzen Sie einen würdigen Charakter und gute Grundsätze — es steht in Ihrer Macht, Frau v. Melville zu werden, und der Welt zu beweisen, daß Sie des Glückes ebenso werth sind, als Sie ruhmvoll den Kampf mit dem Unglück bestanden haben." —„Ich liebte dich, Friedrich," fuhr die Braut fort, „und ob ich dich gleich nur einen Augenblick gesehn hatte, so konnte ich doch dein Bild nicht loswerden; und es flüsterte mir Etwas aus dem Innersten meines Herzens zu, daß wir unser Leben vereint zubringen sollten. Als ich Herrn v. Melville ansah und sein ernstes, melancholisches Gesicht, seine glänzenden und durchdringenden Augen bemerkte, konnte ich nicht umhin zu denken, daß er den sonderbaren Schritt, den er vorhatte, nur thue, um sein Rachegefühl zu befriedigen, und es entrüstete mich, daß ich sein Werkzeug sein sollte. So sah der edle Lord, ob er gleich keinen Korb erhielt, doch meine Zögerung und Gemüthsbewegung, und ward gleich den meisten Menschen, wenn sie auf unerwartete Hindernisse stoßen, nur um so dringlicher und betrieb seine Werbung mit ungewöhnlichem Feuer. Die, mit welchen ich lebte, und Jedermann, den ich sah, riethen mir die Grille eines englischen Lords zu benutzen; von seinen Millionen müßte doch, wenn ich es thäte, ein Theil wenigstens in Kurzem mein werden. Ich für meine Person dachte an dich, meine Dankbarkeit lieh deiner Person tausend Reize. Ich rief mir beständig den gütigen Ton deiner Stimme zurück, ob ich sie gleich nur einen Augenblick gehört hatte. Du hattest mir nie auch nur einmal ins Gesicht gesehn, und doch war ich nahe daran, diesem Traum der Phantasie mein und dein Glück zu opfern; aber ich hatte in dem Elend voll Armuth und Leiden eine Lehre erhalten, die zu streng war, als daß sie solchen romantischen Empfindungen das Uebergewicht über meine Vernunft gestattet hätte. Dein Bild ward, wenn auch mit Widerstreben, von dem armen Nähmädchen bei Seite geschoben, und ich ward Frau von Melville. Es war in der That, mein theurer Friedrich, wie ein Märchen, daß ich, eine arme, verlassene, freundlose Waise, die Gemahlin von einem der reichsten englischen Peers werden, daß ich in meinem glänzenden Wagen, mit Bedienten in prächtigen Livreen, durch die Straße, wo ich wenige Monate vorher als Bettlerin gestanden hatte, fahren, daß ich, in Seide gekleidet und strahlend von Juwelen, „von meinem Hochsitz aus" auf den nämlichen Ort blicken sollte, wo ich zitternd meine Hand nach einem Almosen ausgestreckt hatte. Es war ein zu unglaublicher Umschwung des Schicksalrades; in Wahrheit ein Feenmärchen—aber die Feen auf dieser unsrer Welt, mein theurer Friedrich, sind die Leidenschaften des Menschengeschlechts."

„Der glückliche Lord Melville," rief Friedrich aus, „er konnte dich bereichern."

„Er war in der That glücklich," sagte Frau Delatour, „und der Erfolg bewies, daß diese Heirath, in welcher die Welt eine Thorheit von seiner Seite erblickte, durch mein Betragen als das Vernünftigste, was er hätte thun können, angesehen ward; er war nicht allein reich über seine Bedürfnisse, sondern auch über seine Wünsche. Mit Recht glaubte er, daß er sich auf seine Frau verlassen könnte, die ihm Alles verdankte, und nie bereuete er es einen Augenblick, daß er eine Französin geheirathet. Ich meinerseits setzte vollkommenes und ganzes Vertrauen auf Lord Melville in Bezug auf seine Verfügungen, über sein Vermögen, und wachte aufrichtig und zärtlich über seinem kraftlosen Alter. Er starb und hinterließ mir seinen ungeheuren Reichthum, und ich gelobte mir, nie wieder einen Mann zu heirathen a den reicher mich i

meiner größten Noth unterstützt hatte—aber du bist ja so still" [sagte Frau Delatour, indem sie ihrem Manne, den sie bereichert hatte und mit solcher Ergebenheit liebte, die Hand drückte] „und du gingst nie in Gesellschaft, oder ins Concert—ach! wenn ich nur deinen Namen gewußt hätte!" Während sie so scherzend ihren Mann tadelte, nahm sie von ihrem Halse ein Halsband von Rubinen, woran ein niedliches seidenes Beutelchen hing; aus diesem zog sie ein in einer goldenen Kapsel befindliches Fünffrankenstück.

„Es ist dasselbe," sagte sie, es Friedrich in die Hand drückend. „Der Anblick dieses geliebten Geldstückes gab mir ein Abendessen und ein Obdach auf den nächsten Tag, wo ich es so einrichtete, daß ich deine Gabe behalten konnte, die mich fortan nie verließ. Ach, wie glücklich war ich, als ich dich zuerst in der Straße St. Honorius sah—mit welcher Freude befahl ich meinem Kutscher zu halten — ich war fast von Sinnen vor Aufregung und Lust, und ich ergriff sogleich den einzigen Vorwand, den ich in der Geschwindigkeit finden konnte, dich in den Wagen zu nehmen. „Ich hatte nur eine Besorgniß — du möchtest verheirathet sein; wäre dies der Fall gewesen, du hättest diese Geschichte nie gehört. Frau von Melville würde dein guter Geist gewesen sein, sie würde dich heimlich bereichert haben, aber die unglückliche Wittwe würde sich anderswo eine Heimath gesucht und dort einsam und allein ihr Leben geendet haben."

Friedrich ließ die Hand seines Weibes, und indem er das Geldstück in beide Hände nahm, brachte er es mit einer fast ehrfurchtsvollen Feierlichkeit an seine Lippen. „Du siehst," sagte Frau Delatour, daß ich keine Fee bin, sondern im Gegentheil, von dir kam das Feen-Geschenk, und es ist in der That zu einem Talismann geworden."

Poetisches.

Der Heerdenreihen.

Schweizerlied, von Ferdinand Huber.

Singt Schweizern in der Fremde nie
Des Heerdenreihens Melodie,
Sonst glänzt ihr Aug' in Thränen, —
Der Sehnsucht Schmerz,
Ergreift das Herz
Bei den geliebten Tönen. —

Zur Zeit der großen Theurung war
Im Land' ein armes Elternpaar,
Das hart den Mangel spürte;
Da zeigte dann,
Was Liebe kann,
Der Sohn, ein wackrer Hirte.

Zu rascher That gab Gott mir Muth, —
Nehmt hier das Geld, ich bin Rekrut,
Und geh' nach Frankreich Morgen;
Ihr habt nun Brod,
Gelobt sei Gott!
Für mich wird er auch sorgen. —

Er geht, und wenn sein Miethlingsstand,
Wenn fremde Sprache, Ort und Land
Ihm unerträglich scheinen,
Denkt er dabei,
Von Mangel frei
Sind doch daheim die Meinen.

Einst steht der Brave in der Nacht,
Gewehr im Arme, auf der Wacht,
Versenkt in Träumereien,
Und horcht, was klingt,
Ein Landsmann singt
Den lieben Heerdenreihen.

Zu viel für unsern Alpen-Sohn, —

Es weckt der Heimath Zauberton
In ihm des Heimwehs Sehnen;
Es bricht der Schmerz
Ihm faſt das Herz,
Und füllt das Aug mit Thränen.

O du, mein liebes Heimathland,
Wo an der gähen Felſen Rand
Die Heerden friedlich weiden,
Am blauen See,
Auf grüner Höh'
Dort nur blüh'n meine Freuden.

So klagt er, — doch von ſeiner Pflicht
Wankt er im tiefſten Gram ſelbſt nicht, —
Doch ach er ſoll nicht ſiegen;
Zu großer Schmerz
Beſtürmt das Herz,
Der Arme muß erliegen.

Doch ſterbend noch iſt's ihm gewährt,
Daß er die ſüßen Töne hört
Aus Freundes Munde ſingen;
Und aus der Bruſt,
Ihm unbewußt,
Tönts noch wie Geiſter Klingen.

Eiſenbahn und immer Eiſenbahn.

Sie ſchirren todte Roſſe auf
Aus wildem Elements-Geſpann,
Ihr Leib iſt Erz, und Dampf der Schnauf,
Und Feu'r der Sporn, und Sturm der Lauf,
Das Leben hängt als Schweif ſich an
Mit Ketten, Riegeln und Verſchluß,
Daß es dem Tode folgen muß.
Mit Todtenſchnelle geht es fort,
Kein Treiber knallt hinein,
Kein Wegesgruß, kein ſchelmiſch Wort,
Kein Poſthorn weckt den müden Ort,
Und klingt zum Traume ein.
O Eiſenbahn, was biſt du kommen,
Haſt unſer Poſthorn uns genommen.

Sonſt blühte uns wohl noch einmal
Ein Blümchen auf dem Wege,
Und wechſelnd ſchlang der weiche Pfad
Sich über Auen, Berg und Thal;
Die Heerde theilte traulich unſ're Stege
Und ſpielte ſorglos um das Rad;
Es lauſcht' das Reh im nahen Laubgehege,
Es ſang der Baum, die ſtille Saat.
— Ihr Hufſchlag wirft die Blumen aus dem Wege.
Ihr Athem ſtößt den Vogel aus dem Flug.
Jedwedes Leben ſcheucht der ſchnelle Leichezug.

Kein Weg iſt leer und hart genug;
Noch Eiſen unter'm Eiſenrade,
Und ehern ihre kalten Pfade,
Wie das Geſetz der Noth:
Abweichen — Tod.
O Eiſenbahn, was biſt du kommen,
Haſt unſre Wege uns genommen!

Hin jagt das Roß durch Erden-Nacht,
Zieht unter dem Bette der Wogen fort,
Hat zu den Wolken ſich aufgemacht;
Und jagen wir hier, und jagen wir dort —
Wir haben nicht Tiefen, wir haben nicht Höhen;
In's Flache, in's Flache muß Alles vergehen,
Die Felder, ſie fliegen, die Bäume, der See,
Die Farben verſchwimmen in Maſſen des Lichts,
Es ſchreien die Pfade, es zittert die Höh',
Wir ſehen Alles, und ſehen doch nichts. —
Kaum hat das Auge die Ferne erflogen,
Die grauen Thürme im dämmernden Thal,
Zu den Bergen, den blauen, die Sehnſucht gezogen,
Sind wir hinter Bergen und Thürmen zumal.
Und eh' wir es ahnen, da liegt es uns offen
Und nahe, was unſern Träumen ſo weit.
Wir können nichts hinter den Bergen mehr hoffen!

Verloren der Wahn an der Wirklichkeit!
O Eisenbahn, was bist du kommen,
Hast Wanderes Sehnen uns genommen!

Dort schattet der Wald, hier grüßet ein Dach;
Hier hab ich verkehrt und dort wohl geruht.
Die alten Plätze schaun traurig mir nach,
Daß tief in der Seele es weh mir thut.
Wir können nicht rasten, wir können nicht weilen,
Die andern wollen, wir müssen eilen,
Aus Gewühl heraus, in Gewühl hinein,
Und das Gewühl saus't mit uns hin,
Wähnen wir einem entronnen zu seyn,
Sind wir im andern nur drin.
O Eisenbahn, was bist du kommen,
Hast Wand'rers Ruhe uns genommen!

Die Stunde pfeift, in Massen schiebt man sich hinein,
Die Stunde pfeift, in Massen schiebt man sich hinaus,
Humor, der alte Reis'-Genoß, steigt nicht mehr ein,
Und nicht als Lieb' und Freundschaft wieder aus;
Man hat mitsammen nicht geweint, gelacht,
Nicht Noth, nicht Glück, nicht Lust, nicht Leid,
Hat enger Herz an Herz gebracht,
Zu Lieb' und Freundschaft war ja keine Zeit.
Wir sehn — vergessen uns, derweil wir sehen,
Wir zahlen leeren Platz, und fragen nur, wo's leer?

Wir kommen an, sehn gähnend nach der Uhr und gehen,
Wir zahlen und sind Niemand schuldig mehr.
Die leere Gegenwart hat nicht Vergangenheit,
Und wo sie fehlt, fehlt die Erinnerung.
Sie fehlt, wo wir vergessen schon, noch Angesichts —
Wir sind gefahren so und so viel Zeit,
Und weiter wissen wir von uns'rer Reise nichts.
O Eisenbahn, was bist du kommen,
Hast Wand'rers Erinnerung genommen!

Und kehren heim wir auch von weit hinaus,
Es ist nicht mehr der alte Gruß.
Wir bringen keine Wunder mehr ins Haus;
Wie's kam, so's Jedem kommen muß.
Gedruckt ist's längst, schon Alles wissen wir,
In Uniform geht Glück und Unglück hier.
O Eisenbahn, was bist du kommen,
Hast Abentheu'r und Wunder 'nommen!

Um ihre Ferne kamen Stadt und Lande,
Um ihre stille Hoheit Wüste, Meer,
Die ganze Erde unter'm Eisenbande
Und die Unendlichkeit von grauen Tagen her.
Eng eingeschmiedet wird der Raum,
Gebrochen seine Rechte an die Zeit,
Die Wirklichkeit, sie wird zum Traum,
Und unser Traum stirbt an der Wirklichkeit.
O Eisenbahn, was bist du kommen,
Hast unsre Erde uns genommen!

Buntes und Allerlei.

Die Engländer.

Von einem Franzosen geschildert.

Früher wußte der Engländer nicht, was er mit seinem Leben beginnen solle; er erhing sich. Jetzt hat man eine neue Form der Selbstmords erfunden; er hat seine unsterbliche Seele zu Gunsten der Maschinen aufgegeben. Die Engländer haben zum Kupfer, zum Eisen, zum Stahl gesagt: Lebt für uns, entbindet uns des Denkens und Handelns. So ist denn in England die ganze Thätigkeit der Menschen in Räder, Cylinder, Treibwerke und Maschinen aller Art übergegangen. Sie sind so mit der Fabrikationsmanie behaftet, daß, sobald sie ihren immer heißhungrigen und immer verschlingenden Maschinen nicht mehr genug Baumwolle, Hanf, Seide, Blei und Holz vorwerfen konnten, sie

ihre Pferde, ihre Hämmel, ihre Ochsen, ihre Hähne zu fabriciren begannen, und jetzt kann Gott kein einziges Thier in England mehr als sein Werk betrachten. Jene schwerfälligen Pferde, die man auf den Straßen Londons sieht, eine Art Elefanten mit Pfeilern statt der Füße, werden durch ein besonderes industrielles Verfahren zugerichtet, wie auch jene Rennpferde, die langen und hagern Thiere mit den langen und dünnnen Beinen. Es ist in England gelungen, Ochsen zu fabriciren, die weder Hörner noch Beine noch Knochen haben; es sind dicke und unförmliche Fleischklumpen, einherschwankende Roastbeefs, ganz bereit, an den Spieß gesteckt zu werden. Ebenso merkwürdige chemische Experimente sehen wir in den Jockeys, die klein wie Kinder, schmächtig und leicht wie Affen sind, und so zugerichtet werden, damit sie auf dem spitzen Rücken der Rennpferde möglichst wenig wiegen. Es bedarf dazu einer eigenen Diät und vieler Geduld und Sorgfalt. Die **Boxer** dagegen werden durch künstliche Mittel so erkräftigt und abgehärtet, daß sie einen Faustschlag im Gewicht von 4000 Pf. ins Gesicht erhalten können, ohne in ihrem Allgewebe im mindesten erschüttert zu werden. Die Läufer sind Leute, denen man chemisch das Uebermaß an Gewicht benimmt. Der innere Mechanismus ihrer Beine wird so eingerichtet, daß sie nach Belieben vorwärts oder rückwärts laufen können. Die Taucher sind menschliche Maschinen, in deren Lungen man pneumatische Vorrühtungen anbringt, und um zu athmen, haben sie nicht mehr Luft nöthig als die Fische. Die Hähne, gegen welche sich die Menschen so vieler Ungerechtigkeiten schuldig machten, werden von den Engländern nur zum Kampfe dressirt; sie glauben unverwundbar zu sein, und kämpfen auf Tod und Leben. Wir können die Siege nicht begreifen, welche die Engländer gegen uns errungen haben, aber es war ganz einfach; wir hatten nur mit Maschinen zu thun, die nicht zum Zurückweichen zu bringen waren. Auch der Sieg ist bei ihnen ein Gegenstand der Fabrikation. Wir bewundern ihre Kinder; es sind hübsche lebende Puppen; man reibt sie ab wie Meubles, man polirt sie wie Kupfer. Im Kensington-Garten sieht man viele Herzoginnen und Banquierfrauen mit Taillen wie Tambour-Majors, die mit ihren großen Füßen selbstgefällig einherstolzieren. Diese vornehmen Damen werden ebenfalls fabricirt durch große Stücke Roastbeef, mit Cayenne-Pfeffer, durch hitzige und starke Getränke. Man hat bemerkt, daß alle Engländerinnen lange Zähne haben; wahrscheinlich kommt dies daher, weil sie rohes Fleisch essen. Die englische Regierung erläßt keine Gesetze gegen Volksvereine, gegen die Lehren des Communismus; der Taback und der Branntwein sind treffliche Mittel, um den Geist und den Körper in Anspannung zu erhalten. Die arbeitenden Classen wissen durch betäubende Tränke selbst die Kinder zu beruhigen; die Mütter kehren nach der Tagesarbeit aus den Fabriken zurück; die Kinder schlafen noch, und nach einigen Stunden sterben sie. Der beruhigende Trank war Opium. So fabriciren die Engländer den Sieg, die Schönheit, die öffentliche Ruhe. Daß die Engländerinnen fast alle schön sind, haben sie den Gesetzen zu verdanken. Man verheirathet die Mädchen ohne Mitgift, weshalb nur die schönsten unter ihnen Männer finden, und zum Dank dafür erhält das Vaterland von jeder verheiratheten Frau 12—15 Kinder, die alle etwas von der Schönheit ihrer Mutter haben. Die Mitgift verschlechtert die Racen und tritt den Gesetzen der Natur entgegen; sie verdammt das Mädchen, welches nur Geist u. Schönheit zur Mitgift hat, immer verfolgt zu werden. In England kann ein junges Mädchen, das die gewöhnliche Erziehung erhalten hat, auf alle Stellungen Anspruch machen; sie kann Herzogin, Gräfin, Marquise werden. Die Engländerinnen sind im Allgemeinen schön, aber es fehlt ihnen an Anmuth. In England hat man keinen Sinn für Harmonien der Farben und Umrisse. Albion ist schwarz vom Kopf bis zu den Füßen. England hat auf dem Continent die schwarzen Kleider eingeführt. Die Häuser von Backsteinen sehen aus, als seien sie mit Tinte überstrichen. Von Umrissen kennt der Engländer nur die senkrechte Linie; ihre Häuser bestehen aus hohen Mauern ohne Vorsprünge, und mit viereckichen Löchern, welche Fenster vorstellen sollen. Die Engländer haben jene abscheulichen Cylinderhüte erfunden und die Damen hüllen sich so ein, daß sie vom Kopf bis zu den Füßen

denselben Durchmesser zeigen. Uebrigens betreiben die Maschinen in diesem Lande Alles; sie sind mächtiger als die Regierung, die Aristokratie und das Volk, und nie hatten Rom, Venedig oder Karthago eine schrecklichere Aristokratie als diese Aristokratie der Maschinen.

Perlen und Edelsteine.

Die Hieroglyphe des Phönix soll das Vorbild des Menschen sein. Wie reich und köstlich einer von der Natur ausgestattet sei, unvermeidlich reißt ihm das Alter, noch mehr aber die Trägheit, wenn er sich ihr überläßt, das glänzende Gefieder aus. Nur durch das Streben nach dem Höchsten und Edelsten, nur in den Flammen einer reinen Begeisterung erneuert sich die sinkende Kraft und bewahrt die ewige Jugend des innern Lebens, die, wenn alles Irdische verzehrt und entschwunden ist, zu dem Tempel des unendlichen Lichtes aufschwingt, und hier einen neuen Lauf beginnt.

Wer ist größer? der Weise, welcher sich über die stürmende Zeit erhebt, und sie, ohne zu handeln, nur beschaut; oder der Weise, der von den Höhen der Ruhe sich kühn in das Schlachtgetümmel der Zeiten wirft? — Erhaben ist es, wenn der Adler durch das Gewitter fliegt in den heitern Himmel hinauf, erhabner ist's, wenn er, im Blau oben, über dem dicken Sturmgewölbe schwebend, sich durch dasselbe stürzt auf den Felsen, wo die Seinigen wohnen und zittern.

Wer Gottes Stimme nicht in seinem Innern vernimmt, dem wird sie auch nicht aus der Natur entgegen tönen. Wer Mosen und die Propheten nicht hört, der wird auch dann nicht glauben, wenn die Todten auferständen und Zeugniß gäben. Aber nicht aus Moses und der Propheten Mund allein ging Gottes Stimme hervor, sondern aus dem Munde aller großen und begeisterten Menschen. Der Tempel Jehovahs stand auch in Sokrates und Platons Brust, und überall, wo Gott und Tugend gelehrt und verehrt wurde, hat das Volk Gottes gewohnt.

Sobald das Licht verdunkelnde Selbst uns nicht mehr im Wege steht, steht Gott vor uns als heitre Lebenssonne, die den Tag, die den Frühling, die unverwelkliches Leben bringt. Weit entfernt, daß Gott dann noch ein Gegenstand des Zweifels oder auch nur der grübelnden Forschung für uns wäre, ist er wie das Licht, wie die Luft, ein Gegenstand unmittelbarer Wahrnehmung, nicht für den Sinn, nicht für den Verstand, aber für die tiefste Quelle unserer Empfindung, für unser innerstes Leben, für das Herz.

Was heißt: weise sein?

Ruhig sein, wenn Wogen uns umziehen,
Wenn die Nacht den Horizont umhüllt,
Wenn des Unglücks schwarze Blumen blühen,
Und nur Jammerton die Welt erfüllt.

Ruhig sein, wenn Freuden uns umschweben,
Wenn des Glückes Silberblick uns glänzt,
Leicht dahinfließt wie ein Bach das Leben,
Nur mit Rosen uns das Schicksal kränzt.

Also Alles gleichen Muths ertragen,
Uns im Glück nicht übermäßig freu'n,
Uns im Unglück nicht zu sehr beklagen,
Heißt in wenig Worten: — weise sein.

Logogryph.

1. 2. ein Strom, doch 1. 2. 3.
Ein Doppelpunkt, man friert dabei,
1. 2. 3. 4. ein Präsident,
Den jede Zeitung schon euch nennt,
Doch 1. 2. 3. 4. 5. ein Tanz,
Dem gab die Mode jüngst den Kranz.

Und denkt ihr nun dem Neuen Jahr
Ein Hoch! zu bringen, oder gar
Dem Scharfsinn, welchem Nichts entgeht,
Der jedes Räthsel euch erräth:
So füllt den 1. 2. 4. 5. 3.
Mit gutem Trank, und sprecht's dabei.

Auch sei mit Wehmuth noch genannt
Der 1. 2. 3. 5. 4., verbannt
Von seinem theuren Vaterland,
Allmosen von des Mitleids Hand
Empfangend oder im Eisenband
Sibiriens, eh' der Tod ihn fand.